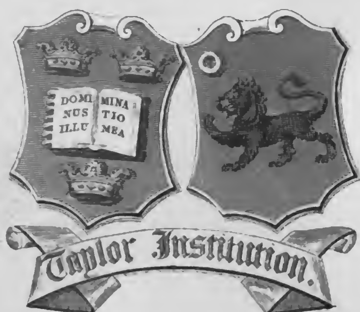
WALDFRIED

Berthold Auerbach




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte

in sechs Büchern.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Waldfried.

Von

Berthold Auerbach.

Dritter Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1874.



Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Trompeten erklangen, Trommeln wirbelten und tausendstimmiger Gesang ertönte im Thal und auf den Höhen; es war ein frohmuthiges Treiben und Rennen. So zieht ein Volk singend in's Feld zu seinem Schutze, zu seinem Heile.

Ach! Man sollte mitten in den Sorgen um das Große, um das Vaterland keine persönlichen Kümmernisse haben. Aber wem ist das gegeben? Das große Leid ist eben ein vielfach getheiltes und muß immer auch ein persönliches sein.

Daß mein Schwiegersohn, daß zwei Enkel, daß ein treuer Knecht der Kriegsgefahr entgegengingen, solches ist ein Leid, das gleich mir Tausende und Tausende tragen. Ist es ja der einsamen Wittwe da drunten am Felsen so schwer auferlegt. Aber ein Kind in der Wirrniß zu wissen, und daß es ein

anderes mit in den Strudel reißt, das ist mir allein beschieden.

Wie oft hatte ich in diesen Tagen gedacht: wenn meine Frau die Erhebung des Vaterlandes mit erlebt hätte! Nun war's doch besser. Sie sollte es nicht erleben, daß unser Jüngstgeborener in den Reihen der Feinde stand. Das Bibelwort, das ich mir im Gedanken an sie so oft zum Trost gesagt, blieb eine Wahrheit: den Auserwählten werden die Tage verkürzt.

Warum hat Rautenkron die Nachricht so lange verborgen gehalten und erst jetzt sie kundgegeben? War ihm das Geheimniß nun zu schwer, und warum wälzte er die Last auf mich? Genug, ich mußte es überwinden.

Die Anwesenheit meines Schwiegersohns hatte mir das Herz gekräftigt, und ich gab Rothfuß Recht, der sagte: „Wenn der Herr Oberst da ist, gehen Sie immer aufrechter einher. Ja, der commandirt auch, wenn er nichts sagt."

So hatte ich den Oberst noch nie gesehen. Aus seinen Zügen sprach ein Frohmuth, der den Anblick kräftig und herzstärkend machte. Seine einzige Sorge war: daß nicht vorzeitig Friede mit dem frechen

Nachkömmling des Tyrannen geschlossen werde, daß es zum wirklichen Kampf und Austrag komme!

Unser Dorf und die ganze Umgegend war in Aufruhr während der Tage, die das Regiment hier herum lagerte. Droben auf dem Silberkopf warfen sie sogar eine Schanze auf.

Mein Schwiegersohn vertraute mir, daß die Schanze wahrscheinlich unnöthig sei; aber die Mannschaft verlottere leicht im müßigen Umherlungern; auch hoffe er, daß eine Nachricht von diesen Vorkehrungen über den Rhein dringe.

Die Bauern zeigten sich widerspänstig und schickten eine Abordnung, und darunter war der regierende Wiesenbauer. Sie erklärten, daß man noch nicht vergessen habe, wie damals im Jahre 1796 die Franzosen so entsetzlich gehaust hatten, weil hier in der Gegend eine Schanze gebaut worden. Aber der Oberst ließ austrommeln, daß, wer sich den Anordnungen des Militärs widersetze, vor das Standgericht komme und kurzweg erschossen werde. Von da an erhielt mein Schwiegersohn den Namen „Oberst Kurzweg.“

Mehrere von den angesehensten Bauern des jenseitigen Thales, tüchtige, vaterlandsliebende Männer,

unter Führung des Bürgermeisters von Kaltenbach, suchten indeß durch mich zu Oberst Kurzweg zu gelangen. Sie erhoben Beschwerde gegen einen jungen Lieutenant, der die Brücken über den Bach abbrechen, ja sogar das vorräthige Colophonium und die Harzfässer anbrennen und in den Bach werfen lassen wollte, ohne zu bedenken, daß dadurch das ganze Thal in Brand gerathen könne.

Der Oberst ließ sofort Gegenbefehl ergehen.

Er schickte kleine Abtheilungen hin und her über die Berge und ließ weit im Umkreise auf den Höhen Lagerfeuer anzünden, bei denen oft nur so viel Mann waren, um das Feuer zu unterhalten; es sollte hinüberleuchten über den Rhein. Man sollte glauben, daß hier eine große Heeresmacht versammelt sei, und deßhalb ließ er in allen Dörfern und Städten weit über's Thal hinaus zahlreiche Mannschaft ankündigen. An die Häuser wurde mit Kreide geschrieben: so und so viel Mann, so und so viel Pferde. Man verbreitete den Anschein, als ob Hunderttausende kämen.

Der Oberst erkundigte sich bei Rothfuß, ob er Niemand kenne, der es mit den Franzosen halte. Er wünschte offenbar, daß die Franzosen große

Allarm-Nachrichten von uns erhalten. Rothfuß meinte, daß Funk der Mann dafür sei; aber als mein Schwiegersohn mich darüber befragte, rieth ich ab. Und nun brachte Rothfuß die Nachricht, daß ein Bäckergeselle aus dem Elsaß, der bei Lerz gearbeitet hatte, umherschleiche und sich zur Heimreise rüste.

Der Oberst ließ durch Rothfuß dem Bäckergesellen die Nachricht zukommen, daß mehr als hunderttausend Mann auf dem Walde lagern. Er ließ die Artillerie, die ihm beigegeben war und die nur aus wenigen Geschützen bestand, hin und her fahren, so daß alle Welt glaubte, es sei eine große Zahl.

Der Oberst hatte den Auftrag, für den Fall feindlichen Eindringens die Straßen zu zerstören; wir nahmen an, es müsse der Plan Napoleons sein, durch schnellen Einfall Nord- und Süddeutschland zu trennen. Es war kein Kleines; wir hier waren die Ersten, die den feindlichen Anprall auszuhalten hatten, und so viel glaubte ich zu erkennen, daß die deutsche Hauptmacht uns hier nicht unmittelbar schützen konnte. Wir mußten zuerst preisgegeben werden, und dann wollte man durch eine Offensive vom Mittelrhein uns zu Hülfe kommen.

Rautenkron erhielt vorläufig die Uniform eines Verpflegungsbeamten; denn der Oberst wartete Nachricht ab, ob er ihn einreihen dürfe. Ich war dabei, als er Rautenkron fragte: „Sie sprechen gut französisch?“

„Vollkommen.“

Der Oberst sagte ihm leise etwas; aber Rautenkron rief mit hochrothem Gesichte: „Das kann ich nie, nie!“

Er sprach dann vertraulich und erregt mit dem Oberst; ich glaube, er hat ihm seinen rechten Namen genannt.

Der Oberst beorderte ihn nun zunächst, da er die Waldhöhen gut kenne, für weitere Verbreitung der Lagerfeuer auf denselben zu sorgen.

Conny half mit großer Umsicht die zahlreiche Einquartirung verpflegen. Die Soldaten wurden im Dorfe auf's Beste bewirthet; denn ein Jeglicher hatte Verlangen, ein freudiges Opfer zu bringen. Nur der gar alte Wiesenbauer ließ sich nicht sehen. Er, der sonst vor dem Hause oder am Fenster saß und Jeden anhielt, um sich die Langeweile zu vertreiben, lag nun in einem Hinterstübchen und behauptete, er sei krank.

Die Felsenspinnerin dagegen blieb keine Minute mehr im Haus. Sie stand bald bei dieser, bald bei jener Gruppe von Soldaten und fragte den Einzelnen, ob er auch eine Mutter daheim habe. Und dann erzählte sie von ihrem Karl, der sei bei den Uhlanen, und man könne alle Regimenter abmustern, man fände keinen bessern und keinen schönern Mann. Die beiden Söhne, die in der Bautischlerei arbeiteten, hatten sich der Mutter ganz verfremdet. Sie wohnten drunten im Thale und kamen auch nicht Sonntags zur Mutter. Sie stolzirten in den Wirthshäusern damit, daß sie französische Lieder singen konnten.

Mitten unter dem lärmenden Getriebe forschte ich in diesen Tagen unaufhörlich nach Martella.

Rothfuß meinte, sie sei in Männerkleidern entflohen; denn wohin er gekommen und nach dem Bäcker Lerz gefragt, — er habe indeß bald seine Spur verloren — sei ihm von einem jungen Menschen gesagt worden, den derselbe bei sich führe, der aber nirgends in die Stube gekommen sei.

Der Oberst hatte natürlich in diesen Tagen nicht Zeit zur Theilnahme für Martella, und als ich ihm doch von ihr sprach, sagte er: „Seien wir froh,

daß sie uns so von sich befreit hat. Ein solches Wesen gehörte doch nicht in unsre Familie; Sie und die gute Mutter haben vielleicht an eine Unwürdige so viel Güte verschwendet.“ Ich konnte dem nicht beistimmen.

Ja, mir war jetzt erst Vieles, was im Wesen Martella's räthselhaft erschien, verständlich geworden. Aber ich durfte nicht davon sprechen, und es war auch nicht Zeit zur Trauer um ein Einzelnes.

Zweites Kapitel.

Am Abend des letzten Juli kam der Oberst erhitzt von einem weiten Ritt zurück. Ein Feldjäger brachte eine Botschaft. Der Oberst erbrach sie und sendete sofort seinen Adjutanten ab; dann bat er mich, eine gute Flasche Wein bringen zu lassen und mich zu ihm zu setzen.

Er vertraute mir, daß seine Heeresabtheilung sich marschfertig mache, daß er bei Tagesanbruch mit ihnen abziehe und nur eine geringe Anzahl zur Erhaltung der Wachtfeuer hier zurücklasse.

Ich war tief ergriffen vom Gedanken an Bertha und fragte den Oberst, ob er keine Wünsche oder Bestimmungen zu treffen habe.

„Nein," erwiderte er, „mein Testament liegt beim Rechtsanwalt Offenheimer. Aber die Stunde ist gekommen, wo ich Ihnen, lieber Vater, von

mir sprechen muß. Es kann das letztemal sein, wo wir bei einander sind. Ich will nicht von Ihnen ungekannt aus dem Leben gehen."

Und nun begann er, sich im großen Stuhle zurücklehnend mit der ihm eigenen klangvoll festen Stimme:

„Ich spreche nicht gern von mir. Ich habe mein Leben lang gelernt, mit geschlossener Lippe einherzugehen. Sie sind mein Vater und waren mein Kamerad in einem kühnen, gewagten Unternehmen. Ich bin Ihr Schüler, obgleich Sie mit großer Enthaltsamkeit mir nie etwas in die Seele gesetzt haben, was mich in meinem angewiesenen Berufe stören könnte. Meine von Ihnen nicht geahnte Entwicklung begann früh. Als Knabe sah ich den Mann, der der Bruder von Bertha's Mutter war, oft, wenn ich über den Gefängnißhof ging, an die Gitterstäbe gelehnt. Das Bild des feinen Mannes mit der schmalen Nase, den großen Augen, der weißen Stirn und dem hellen blonden Bart, verfolgte mich in meinen Träumen. Sehen so die Verbrecher aus? Ich weiß nicht sicher, ob mein kindisches Herz das fragte, aber ich glaube es. Ich stand auf dem Balkon, als man seine Leiche fortführte. Ich sah sie auf den Wagen

laden. In jener Minute erwachte in mir das Gefühl: es giebt noch Anderes und Höheres in der Welt, als den Fürsten, als Disciplin, Parole, Epauletten und Orden.

Am selben Mittag hörte ich zum erstenmal das Wort deutsche Einheit. Es ward mir eine innere Parole, das weiß ich sicher. Mein Vater sprach von dem edlen Schwärmer; der Platzadjutant nannte ihn Demagog. Ich schlug in meinem griechischen Lexikon nach, was das heißt.

Ich trat in's Cadettenhaus. Ich lernte von griechischen, von römischen Helden; ich hörte von Sokrates, ich stellte ihn mir immer vor wie den blassen Mann hinter dem Gitter. Ich gewöhnte mich früh, verschlossen zu sein, mein Denken für mich zu haben; nach Außen war ich gehorsam, pünktlich.

Mein Vater wurde Commandant der Residenz; ich wurde als Fähnrich Page unseres Fürsten. Ich war bei den großen Festlichkeiten, als die Söhne Louis Philipp's unsern Hof besuchten. Ich hörte in einer Gruppe sagen, daß sie nur Revolutionsprinzen seien. Ich studirte heimlich neuere Geschichte. Man sprach auch oft von der Opposition bei unseren Landständen. Ich hörte einzelne Namen mit Hohn,

mit Haß, ja mit Verachtung nennen. Man zeigte mir die Männer auf der Straße. Ich begriff nicht, daß sie so frei umhergehen durften; sie widersprechen ja unserm Fürsten.

Das Jahr 1848 kam. Die Männer, die man mit Verachtung genannt hatte, wurden Minister; sie wurden als Retter des Vaterlandes ausgezeichnet.

An jenem Tage des sechsten August, da wir dem Reichsverweser, Erzherzog Johann, huldigten, war ich wie im Traum. Das Bild des Mannes hinter dem Kerkergitter begleitete mich auf Schritt und Tritt. Ist jetzt nicht da, wofür er gelitten und gestorben? Was sind wir Soldaten! Sind wir nichts als Leibhusaren des Fürsten? Gegen wen kämpfen wir?

Das Soldatenthum läßt nicht lange denken. Im Frühling 1849 rückten wir in's Feld. Das erste Commando, das ich gab, war gegen die Freischärler, der erste Mann, den ich niederstieß, sah wunderbarer Weise Jenem hinter dem Gitter ähnlich. Ich zwang mich, das zu vergessen, und es gelang mir. Da begegneten Sie mir mit Bertha.

Was weiter geschehen, wissen Sie; was in mir vorging will ich vor mir selber nicht aufgraben.

Ich habe lange still gelebt und gearbeitet. Ich wollte vor Allem ein guter Soldat sein, fest in meinem Berufe.

Ich hatte Urlaub nachgesucht, um gegen die Tscherkessen zu kämpfen; ich wollte das Kriegsleben in seiner Wirklichkeit kennen lernen. Der Urlaub wurde mir verweigert; aber ich wurde Lehrer an der Unteroffizierschule. Ich habe da Mancherlei studirt, eifrig mit meinem Freunde, dem Professor Rolunt, gearbeitet.

Im Jahr 1859 empfand ich unsre Fremdstellung am bittersten. Wir sollten die Schillerfeier nicht mitbegehen. Was wäre unsere Cultur ohne unsere Dichter? Ganze Fürstendynastien kann man streichen, und es fehlt nichts; aber man denke, daß man Schiller tilgte! Und warum dürfen wir Soldaten nicht mitfeiern? Hat er nicht unser Vaterland und uns Alle hoch erhoben? Aber wer das damals gesagt hätte, wäre kassirt worden.

Im Jahr 1864 hatte ich das Glück in Schleswig-Holstein gegen den äußern Feind zu kämpfen und wurde vor der Front zum Hauptmann ernannt. Ich hatte einen Major, der, wenn ich's jetzt überlege, einfach dumm war und deßhalb von einer em-

pörenden militärischen Orthodoxie. Wäre der Mann nicht von Adel gewesen, man hätte ihn kaum zum Waldknecht verwenden können. So aber hatte man ihn nothdürftig in die Carriere gebracht. So lange ich Lieutenant war, war es leichter zu ertragen; als ich aber Compagniechef geworden, empörte sich Alles in mir und dabei mußte ich still sein. Ja, Ihr politischen Herren, Ihr klagtet über Tyrannei und wir steckten in der ärgsten. Disciplin ist nöthig, aber sie von solchen Hohlköpfen ertragen, die nur fluchen und beschämen können, — und der Mann verstand den Dienst nicht einmal — das ist weit härter als Ihr geahnt.

Das Jahr 1866 kam. Niemand, Sie selbst nicht, hat gesehen, was in mir vorging. Jetzt brach das Elend aus. Was sind wir? Haben wir heute diesen, morgen jenen obersten Kriegsherrn? Wir waren — jetzt darf ich das Wort aussprechen — Prätorianer, weiter nichts, und Preußen hatte mit Aenderung der Militärverfassung vollkommen Recht. Wir mußten wissen, wer unser Feldhauptmann ist. Wir sollten uns bis jetzt nur als Soldaten schlagen und durften nicht fragen, was daraus wird. Alles war Disciplin; wir gingen zum Abend=

mahl aus Diciplin und als Beispiel für die Mannschaft.

Als der Rittmeister fiel, pries ich ihn glücklich; ich hatte Weib und Kind und doch wünschte ich mir den Tod. Jener Bruderkrieg ging glücklicher Weise rasch vorüber. Ich erkenne jetzt, daß er als Vorbereitung nothwendig war. Aber mein Gefühl empörte sich stets gegen die Erinnerung, und jetzt ist da, was diese Erinnerung tilgt. Ich durfte nur mit Schaudern daran denken, daß man denen, die 1866 gefallen sind, Denkmäler gesetzt hat. Jetzt fühle ich, daß sie doppelt für's Vaterland gestorben sind; sie hatten ihr Herz geopfert im Leben. Nun endlich trifft unser Beruf mit den nationalen Wünschen zusammen, und empörend ist es, daß die, die sich selbst die Freien nennen, den casus belli nicht anerkennen wollten."

„Weiß der Fürst etwas von Ihren lange gehegten vaterländischen Gedanken?" fragte ich, da der Oberst innehielt.

„Nein! ich glaube wenigstens, nein! Er weiß nur, daß ich in unsrer militärischen Zeitschrift manchmal etwas veröffentlichte und daß ich ein exacter Soldat bin. Ich habe nie geahnt, daß ich zum

Kriegsminister berufen werden könnte. Und in jener Nacht wußte ich, daß wir nur als Reserve aufgestellt wurden oder als eine Art Kugelfang. Sie haben es gewiß auch so angesehen."

Ich konnte mich solcher Klugheit nicht rühmen.

Aber es war jetzt nicht Zeit an Vergangenes zu denken. Der Oberst übergab mir eine Abschrift seines Testamentes, das ich beim Auditoriat niederlegen sollte. Er that das mit der größten Ruhe, ohne irgend eine Gemüthsbewegung zu verrathen. Wir begaben uns noch auf einige Stunden zur Ruhe.

Drittes Kapitel.

Die Tagwacht wurde geblasen. Die Soldaten zogen ab, und fast das ganze Dorf, Jung und Alt folgte hinterdrein. Als ich die freudigen Bursche sah und denken mußte, wie viele von ihnen bald in den Tod sinken, da wollte es mich bedrücken, daß ich auch meine Stimme zum Kriege gegeben. Aber es flog rasch vorüber. Wir sind in der Nothwehr und sie wird uns das Glück bringen, daß wir nicht immer in Sorge um die Frechheit und Anmaßung der Nachbarn leben müssen.

Die Soldaten sangen lustig und droben am Zeitungsbaum saß die Felsenspinnerin auf einem Steinhaufen und ließ Alle an sich vorüberziehen. Des Wiesenbauern Marie stand bei ihr, aber die Felsenspinnerin wies sie zurück, und als ich sie aufforderte, mit uns heimzukehren, sagte sie: „Ich hab'

sie in der Luft über ihnen gesehen, die tausend und tausend Mütter, die alle diese unter dem Herzen getragen, mit Schmerzen geboren und auferzogen. O mein Karl! Weißt du noch nichts von ihm?"

Es gelang uns schwer, die Felsenspinnerin in's Dorf zurückzubringen.

Marie ging neben ihr und sie sagte:

„Wißt Ihr, was ich sein möcht'?"

„Was?"

„Hört Ihr die Weihe winseln, die dort oben über dem Waldgipfel kreist? Ach, Ihr könnt sie ja leider Gottes nicht hören. Aber sehen könnt Ihr sie. So wie die Weihe möcht' ich fliegen können, da flög' ich zum Karl und wieder heim und sagte Euch Alles."

Das Dorf und die ganze Gegend war in Allarm gewesen und wundersam still wurde es nun, als die Truppen abgezogen waren. Rothfuß hatte Recht: wenn man nicht noch manchmal die Stätte eines abgebrannten Feuers sähe, würde man gar nicht glauben, daß die Soldaten da waren.

Der gar alte Wiesenbauer, der im Auszug lebte, saß vor dem Hause und schien sich damit zu vergnügen, den jungen Schweinchen zuzuschauen, die

vor ihm in der Gosse sich tummelten. Dabei hatte er ein kleines Kind vor sich in einem Wägelchen liegen, dem er Milch geben mußte; denn der Sohn wollte den Vater noch ausnutzen, so viel es ging. Er dachte weiter nichts, als Geld und Gut zu vermehren und war knickerisch gegen seinen Vater. Er schenkte ihm den billigsten Tabak, damit er sich keinen theuern kaufe; aber der Alte merkte die Schelmerei und verschenkte das Tabaksgeld, damit es der Sohn nicht erbe.

Ich vermied gern jeden Verkehr mit diesen Leuten.

Als ich mich nun dem Hause näherte, winkte mir der Garalte zu, ich solle zu ihm kommen, und wie ein Kind theilte er mir seine letzte Freude mit.

„Ich hab' sie eingesperrt gehabt in meiner Stub', so lang' die Soldaten da gewesen sind. Die Soldaten sind auf so einen jungen Bissen gar versessen. Ich weiß das von mir selber."

Ich mußte natürlich wissen, daß er seine Schweinchen meinte, und wie zum Troste sagte er dann: „Ja, ja, Altbürgermeister," — er ließ mir meinen Titel — „ja, ja! jetzt seid Ihr endlich auch ein Auszügler geworden, der hinter dem Ofen sitzt. Ja, ja, wir sind die Alten und müssen daheim hocken,

derweil die junge Welt sich draußen mit dem Feind rauft. Und jetzt ist wieder ein Napoleon da. Aber man sagt, er sei kein rechter Soldat. Dann ist er auch kein Napoleon."

Der Alte rauchte beständig seinen Sterntabak und erzählte von den Kriegszeiten und vor Allem vom russischen Feldzug, den er überstanden hatte. Ich konnte ihm aber heute nicht Stand halten, und auf dem Heimwege ging mir's immer nach: bin ich in der That nur noch fähig von ferne zuzuschauen, hinzuhorchen, was draußen Großes geschieht?

Als ich eben den gar Alten verließ, kam der Wiesenbauer mit einer großen Fuhre Heu angefahren, und mit seltsamem Spott rief er: „Die Franzosen lassen uns noch das Heu einführen; dann brennt's besser, wenn sie uns die Häuser anzünden." Und mit Schadenfreude setzte er hinzu: „Euer Haus ist in der Feuerkasse versichert, aber für den Wald giebt's keine Feuerkasse." Er lachte dabei laut. In der Bedrängniß kommt der innere Mensch heraus.

Als er mir seine Angst ausgedrückt hatte, wiederholte er sie noch weitläufiger gegen Rothfuß. Dieser schob seine Pfeife aus dem rechten Mundwinkel in

den linken und fragte: „Wiesenbauer, was gäbst du drum, wenn du keinen Schaden littest?“

„Was? was meinst? Meinem Haus geschieht nichts; mein Vater hat das Helena-Kreuz. Und ich hab' kein baar Geld. Ich kann einen Eid schwören, daß ich keinen rothen Heller im Haus hab'!“

Das konnte er; denn er hatte sein Geld vergraben.

„Du brauchst kein Geld; was ganz Anderes. Weißt du die Geschichte vom Drachen im Rockertsberg?“

„Was willst? was meinst?“

„Um den Drachen zu beruhigen, hat man eine Jungfrau opfern müssen.“

„Das sind alte Geschichten. Mach' mich nicht zum Narren. Wenn du einen Narren haben willst, schnitzle dir einen!“

„Bleib! ich weiß wie du dich loskaufen kannst. Du brauchst deine Marie nicht dem Drachen auszuliefern. Versprichst du, daß du sie dem Karl giebst, wenn Alles gut vorübergeht?“

„Ho! der kommt nicht wieder.“

„Wenn er aber doch wiederkommt?“

„Ja — meinst du, daß das hilft?“

„Ganz gewiß. Ein solches Gelöbniß rettet.“

„Schäm' dich, daß du so abergläubisch bist. Du bist ein Narr,“ sagte der Wiesenbauer und ging davon.

Ich war von den Ereignissen und Aufregungen der letzten Tage so angegriffen und ermattet, daß mir am hellen Tag die Augen zufielen, wenn ich mich niedersetzte; und dann war ich so müde. Ich wollte es immer wieder nicht glauben, daß ich bereits so alt sei. Aber ich wurde hart daran gemahnt, denn ich bangte vor dem Tode. Sonst, seitdem ich allein war, erschien mir das Sterben leicht; jetzt wollte ich leben, bis ich in den Boden des einigen Vaterlandes gelegt würde. Nur noch so lange.

Eine neue Erfrischung ward mir, da die Frau von Julius kam und bei mir blieb. Wenn ich aus dem Tagesschlummer erwachte und sie plötzlich sah, war mir's oft, als sähe ich meine Frau in ihrer Jugend. Sie war eine holdselige Erscheinung, und das stille Tragen der Sorge um Gatten und Bruder gab ihrem Wesen etwas Feierliches. Es war eine anmuthsvolle Stille in jeder ihrer Bewegungen.

Mit meiner Schwiegertochter Conny lebte sie

im innigsten Verständniß, und die beiden fremden Kinder, die mir zu eigen geworden, hegten und pflegten mich so mild und verständnißvoll, und Allem, was ich sagte, hörten sie so gut zu, daß ich ihnen sagen konnte, was ich sonst oft in mir hielt.

Martha verstand es, aus Gräsern und Waldpflanzen besonders schöne Sträuße zusammenzustellen, und wenn ich Morgens in die Stube kam, stand immer ein frischer Strauß auf dem Tische; sie sah mir so gut zu, wenn ich aß und trank, daß es mir doppelt schmeckte und ich wieder alle Kraft gewann.

Auch des Wiesenbauern Marie kam jetzt öfter in mein Haus. Martha hatte eine freundliche Beziehung zu dem Mädchen gewonnen, und es war ja auch eine Einheit zwischen ihnen; sie hatten Beide ihr Liebstes draußen im Felde.

Marie hatte sich bisher Niemand im Dorfe vertraut; denn das war gegen die Bauernehre, daß sie Jemand sagte, wie sie liebte und was sie von ihrem Vater litt. Der Großvater bestärkte sie in dieser Liebe, und als ich sagte, daß der alte Schelm das nur thue, um seinen Sohn zu kränken, wehrte sich Martha gegen diese Anschauung.

Martha hatte den Alles verschönenden Blick meiner Frau. Ihr heller Augenstrahl ruhte verklärend auf den Dingen, und als glückliche junge Frau war sie einer traurigen Liebe besonders günstig und trostreich. Mit einer alles eigene Leid vergessenden Lebendigkeit erzählte sie mir, wie unverdrossen und eifrig Marie arbeite, während der Vater scheltend und fluchend durch das Haus gehe, weil er jetzt selber thun müsse, was sonst die Knechte vollführten. Gestern, als sie den grünen Klee aufsteckte, rief der Vater nach dem Schuppen hinter der Raufe: „Mit wem redest du denn da?"

„Mit ihm."

„Mit wem?"

Marie that den Klee aus einander und sagte: „Vater! gucket mich an! Sehet Ihr denn nicht, daß da geschrieben steht, daß der Felsenspinner-Karl mich gern hat? In meinem ganzen Gesicht ist kein Plätzle, das er nicht geküßt hat. Da seht, Vater, meinen Anhenkerdukaten. Wir haben ihn durchhacken lassen; die andere Hälfte hat Karl. So!" Und jetzt nahm sie wieder den Klee auf, daß der Vater sie nicht sah. Der fluchte und wetterte auf

der andern Seite weiter. Sie aber war froh, daß es endlich ganz heraus war. Dennoch blieb eine eigenthümliche Verwirrung in Marie. Es wurde ihr schwer, das Gerede der Welt — der kleine Kreis, in dem sie sich bewegte, war ihre Welt — darüber auszuhalten, daß sie den Sohn der ärmsten Häuslerin dem Sohne des reichen Sägemüllers vorzog.

Dagegen war es eine volle Freude, von Karl erzählen zu hören. Der hatte immer gesagt: „Es ist mir eigentlich gar nicht recht, daß die Marie so viel hat. Ich brauche nicht so viel. Wenn ich zu essen und zu trinken und meine Kleider habe, ist's genug, und wenn ich einmal Kinder bekomme, soll's ihnen auch so sein. Ich habe gar kein Verlangen, ein Großbauer mit Staatspapieren zu werden. Ich sehe nicht, daß sie glücklicher und lustiger und gesünder sind als die Knechte."

Auch der Schulmeister erzählte von Karl: „Er war einer meiner liebsten Schüler und hat am meisten gelernt, und als er zum ersten Mal vom Militär auf Urlaub heimkam, war sein erster Besuch bei mir. Er hat vor dem Schulhaus gewartet, bis

die Schule aus war, dann ist er mit mir heimgegangen und hat mir gedankt. Ja, dem muß es noch gut gehen."

Um es kurz zu sagen: Karl ist das, was wir dem Volke zu schaffen trachten und von ihm wünschen: aufgeweckt, klug und strebsam, ohne dabei mit seinem Stande unzufrieden zu sein, vielmehr bescheiden und genügsam.

Wie Martha mir die Blumen von den Wiesen schön geordnet auf den Tisch stellte, so trug sie mir auch die Blüthen aus dem Gemüthe meiner Dorfgenossen zu; denn wie schöne Blumen unter Nesseln wachsen, fehlte es neben aller Rohheit nicht an tiefer Innigkeit. Wir mußten lernen, wieder im kleinen Leben zu stehen, denn bei allem schweren Denken in die Ferne fordern die Gegenwart und der Tag ihr Recht.

Wir hatten uns schon immer gegen die Schliche des Wiesenbauern beim Wässern sichern müssen. Die Fallen müssen am Abend gestellt und in der Nacht oder früh am Morgen aufgezogen werden; die Wiesen müssen kühles, nachtkaltes Wasser haben, von der Sonne durchwärmtes schädigt sie. Und da nun der Wiesenbauer wenig Schlaf hatte,

lauerte er draußen in einem Graben und stellte unsre Wässerung auf seine eigenen Wiesen.

Rothfuß hatte das entdeckt, und ich ertappte den Wiesenbauer bei seinem Wasserdiebstahl. Er fürchtete die Franzosen und derweil suchte er seinen Nachbar zu bestehlen.

Martha, die die Geschichte hörte, meinte, die Liebe für seine Wiesen könnte sein böses Thun entschuldigen; aber meine Schwiegertochter verwies ihr das mit einer Strenge, die ich noch nie an ihr bemerkt hatte. Sie sah mit Recht im Feldfrevel ein gesteigertes Verbrechen; denn das Wachsthum draußen steht im öffentlichen Vertrauen.

Ach, um welche Kleinigkeiten sorgten wir, derweil draußen so Ungeheures in Frage stand. Jede Stunde konnten die Franzosen kommen. Aber es ist in Allem so. Du bückst dich, um eine Erdbeere zu pflücken und überschaust dann wieder mit demselben Auge den großen Gebirgszug. Ja, als ich im Walde ging, freute ich mich, daß wir ein gutes Heidelbeerjahr hatten. Das ist wichtig für die armen Leute; denn was nicht gehegt und gepflegt wird, bringt den Armen Nahrung.

Ich war am Abend des ersten August wieder

droben auf dem Hochspitz, wo ich zum letzten Mal mit Wolfgang gewesen. Das ganze Rheinthal war in Abendduft getaucht, der wie ein goldner Strom die Luft erfüllte und drüben ragten die bläulichen Vogesen hervor.

Was geschieht jetzt dort? Werden die Franzosen bald hier morden und brennen?

Auf den von Wolfgang gesäeten Weißtannen waren die Reiser, die man zum Schutze vor den Vögeln darauf gelegt, bereits dürr geworden und die abgefallenen Nadeln bedeckten den Boden, darin die jungen Pflänzchen keimten.

Als ich heimging, hörte ich in der tiefen Stille schon von ferne, wie der Bach drunten rauschte, auch der Brunnen vor dem Hause rauschte und quoll und manchmal trug ein leiser Luftstrom den schrillen Ton aus der Sägemühle herauf. Das Getreide stand in Blüthe, der nährsame Duft ruhte darauf; die Waldbäume gediehen still, die Sonne schien so klar am Tage, der Mond so hell in der Nacht. Wir waren wie entrückt von der Welt, in der ein grausames Morden losbricht, jetzt und jetzt.

Am andern Morgen schaute ich aus meinem stillen Hause hinaus in's Weite. Es hatte in der

Nacht geregnet. Alles war frisch, die Sonne schien hell, und wohlig war der Athem des Feldes. Wir hatten gestern Heu eingethan, und heute Nacht im Gewitter waren die Wiesen frisch genährt. Ich empfand das frohe Aufleben zahlloser Pflanzen.

Ich dachte bei mir: So kann es auch mit dem Staate, mit deinem Volke sein; derweil du ruhtest, war vielleicht draußen das furchtbare und — hoffen wir — auch fruchtbare Gewitter.

Da brachte Joseph die Nachricht: „Der erste Schuß ist gefallen. Wir sind bei Saarbrücken geschlagen."

„Dort sind keine von den Unseren; dort sind nur Preußen," rief Rothfuß.

Joseph sah meinen Zorn über diese Worte und um ihn abzulenken, erzählte er, Funk säße drunten im Wirthshaus und rühme sich, daß er gut französisch könne; er wolle schon mit den Franzosen reden. Er halte mehrere kleine Büchelchen zum Verkauf, woraus man die gewöhnlichen französischen Redensarten lernen könne.

Funk stolzirte in hohen Stiefeln einher und betrieb ein schwunghaftes Geschäft mit Getreide, mit Butter und Speck für die Armee. Der Schweizer=

Schmalz hatte ihm das Geld dazu vorgestreckt; er rühmte sich, dem armen Mannle aufzuhelfen, hatte sich aber klüglich den Hauptvortheil bei dem Geschäfte ausbedungen.

Schon nach einer Stunde sandte die Regierungsräthin Nachricht, daß die Kunde von unserer Niederlage falsch sei.

Am Nachmittag rief uns ein Bote vom sogenannten Waldprofessor auf einen Berg in seiner Nähe, von dem man große Bewegungen der Unsern und des Feinds beobachten könne. Ich eilte mit Joseph, Martha und Conny dahin. Der Ingenieur, der sich während der Zeit, da die Truppen in unserer Nähe waren, in einem entlegenen Steinbruch beschäftigt hatte, war jetzt wieder sichtbar und begleitete uns.

Wir standen oben auf dem Thurme der Burgruine und sahen in der Ferne, drüben im Elsaß, eine Schlacht sich hin und her bewegen.

Es war in der Gegend von Weißenburg, in der ich jede Einzelheit kannte. Das Hinausschauen, Bangen und Sorgen, das Betrachten, wie das da aufblitzte, wie Pulverwolken sich bewegten und plötzlich ein Dorf im Brand stand, dazwischen manchmal

ein Kanonenschall, den der Widerhall der Waldberge zu uns trug — das Alles beklemmte die Seele und Martha redete mir zu, daß ich etwas Wein zu mir nahm. Ich konnte mich lange nicht entschließen; denn ich mußte erst den Gedanken hinabtrinken: wie Manchen brächte es jetzt dort zum Leben, wenn man seine Lippen netzen könnte.

Martha betete; ich konnte nur denken: jetzt rauscht eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte auf. Glück und Sieg muß denen werden, die das Bessere wollen für sich und Andere. Ein Großes war ja bereits geschehen: der Krieg war in Feindesland gespielt.

Erst in der Nacht kehrten wir heim. Joseph fuhr noch nach der Stadt; wir mußten die Entscheidung erwarten. Der Morgen kam; er war so friedlich, so hell. Was ist aus uns geworden?

Am Mittag wurde unten bei der Sägemühle ein Schuß abgefeuert; dies war das mit Joseph verabredete Zeichen eines Sieges. Er kam und berichtete von der glorreichen Schlacht bei Wörth.

„Wir haben die Franzosen auf ihrem eigenen Boden besiegt,“ rief er, „es war ihr eigener Boden,

er muß wieder unser eigen werden. Dort sind die Unseren dabei gewesen," setzte Joseph nach einer Pause hinzu. „Vater! Schwestern! wir wollen uns recht gefaßt halten!"

Wir hatten diesen Vorsatz nöthig.

Viertes Kapitel.

Martha, die so ruhig gewesen war, wurde jetzt von einer namenlosen Unruhe gepeinigt. Ihre Farbe wechselte jäh. Sie gab sich alle Mühe, sich zu bewältigen, aber sie vermochte es nicht, und von ihrer wie von meiner eigenen Unruhe getrieben fuhr ich mit ihr nach der Stadt. An den Sonnengeländen im Thal wurde bereits geerntet; man sah aber fast nur Frauen auf den Feldern.

Als wir den Berg nach dem Amthause hinan fuhren, sah ich, daß der Eisenhändler Eduard Levi, als er uns erblickte, plötzlich umwendete und nach seinem Hause ging. Das war sonst nicht seine Art, und ich fürchtete sofort, daß uns eine schwere Nachricht erwarte und er nicht der sein wollte, der uns dieselbe verkündete.

Wir hielten am Amthause an; Niemand schaute zum Fenster heraus, Niemand kam uns entgegen. Wir gingen die Treppe hinan, und traten in die Stube. Die Regierungsräthin stand am runden Tisch in der Mitte. Sie hielt noch eine Secunde die Hand auf den Tisch gestemmt; dann trat sie Martha entgegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Ich habe dich hier erwartet; ich wollte keine Aufregung auf der Treppe oder gar vor dem Hause. Dein Bruder — liebe Martha — dein Bruder — starb — den Heldentod.“

Sie sagte das mit fester Stimme; aber als sie es hervorgebracht, schluchzte sie laut auf und umhalste Martha. Diese sank an ihr nieder. Wir richteten sie auf; es war nur eine kurze Ohnmacht, und die Mutter sagte mir leise: „Seien sie ruhig! die Erschütterung wird ihr nicht schaden.“

„Mein Bruder! ich werde dich nie mehr sehen, nie mehr Bruder sagen!“ rief Martha. „Aber verzeih', Mutter, ich belaste dich und sollte dir helfen. Wo ist der Vater?“

„Er ist mit dem Baron Arven auf dem Schlachtfelde. Er hat mir telegraphirt, daß er die Leiche hierherbringen wird. Ein großer Beistand ist ihm

Ludwig mit Wolfgang und der unverdrossene Ikwarte."

„Wo ist meine Schwester?"

„Sie ist auf dem Rathhaus und arbeitet; das ist das Beste, das Einzige: für Andere sorgen, derweil man leidet. Wenn du dich erholt hast, so gehst du mit mir; wir wollen arbeiten. Nur jetzt nicht unthätig dem Schmerze nachhängen! Ich habe das Zimmer deines Bruders herrichten lassen; wir wollen einen Verwundeten aufnehmen, um ihn zu pflegen."

Martha sah mit großen Augen auf ihre Mutter. Wie ist solche Selbstbeherrschung möglich! Aber das ist der Segen lange gepflegter Bildung, die auch die sittliche Kraft erhöht. Die Mutter war sorgfältig gekleidet, Alles war geordnet wie in den Tagen der Ruhe, und sie ließ keinerlei gewaltsame Aufregung zu Tage kommen, wie tief auch ihr Herz zerrissen war vom Leid um den einzigen geliebten Sohn. Sie erzählte mir, daß ein Bote gekommen sei, um Verbandzeug und helfende Menschen nach dem Schlachtfelde zu rufen, und der Vater hatte durch ihn den Bericht gesendet, daß der junge Lieutenant der erste gefallene Offizier sei. Er habe

nicht tollkühn, aber mit unerschütterlichem Muthe an der Spitze seiner Truppe die Reihe der Feinde durchbrochen, und mit dem Rufe: „Wir siegen! wir siegen!“ sei er, von einer Kugel in's Herz getroffen, niedergesunken.

Martha hatte sich erholt, und schon eine halbe Stunde nach unserer Ankunft gingen wir nach dem Rathhause.

Die Schwester, die eben zuschnitt, kam uns entgegen, reichte Martha still die Hand und zerdrückte eine Thräne im Auge. Sie sprach leise zu Martha; es war offenbar die Bitte: daß sie sich vor den Menschen keinem lauten Schmerze hingeben möge. Martha ging still mit ihr an den Tisch und half die Linnen ausbreiten.

Das eben zur Jungfrau erwachsende Töchterchen des Intendanturraths Recking, das ein eigenwilliges, ja herrisch stolzes Mädchen gewesen war, saß jetzt unter den Arbeitenden und hatte sich ihnen vertraulich angeschlossen, während der Vater sich aus der Hingabe an seinen Schmerz herausgerissen und zu seinen Kameraden im Felde gesellt hatte. Sie stand unter besonderer Obhut Christianens.

Vom Erdgeschoß herauf, wo die Kinder Charpie

zupften, hörte man das Lied vom „guten Kameraden;“ im obern Saal war Alles still. Leise wurden die Anordnungen gegeben, die Frauen und Jungfrauen gingen unhörbaren Schrittes hin und her. Es war, als wenn in der Nebenstube ein Todtes ruhte, aber mitten in Kummer und Sorge schwebte ein Geist, der noch nie sich so gezeigt, über allen Versammelten. Es gab nicht Vornehme, nicht Geringe; denn Alle waren eins in der Sorge für ihre Mitmenschen.

Warum kommt dieser Freundesgeist, dieser Gleichsinn, nur in Leiden, nur in Aufregung über die Menschen, warum nicht auch im Leben des Alltags?

Ich gewann die Zuversicht, daß diese Einheit der Seelen uns verbleiben und alles Dasein verschönen wird. Ich dachte das still in mir, und es war ein beglückender Anruf, da die Mutter, neben der ich saß, sagte: „Sehen Sie! Diese Bethätigung ist eine Erlösung für Viele, Sie erkennen es an Ihrer Enkelin Christiane. Sie ist unermüdlich, und der verdrossene Zug ihrer Mienen ist ganz gewichen. Jetzt sind wir Alle eins. Das wird nicht so bleiben, aber daß es einmal gewesen, daß die Kinder der Armen und der Höhergestellten einmal nicht fragten:

wer bist du sonst? das wird in den Gedanken nachwirken und noch viel Gutes bringen."

Ich blieb in der Stadt. Am andern Abend — es begann bereits zu dunkeln — kam der Regierungsrath mit der Leiche seines Sohnes. Das ganze Städtchen, Alt und Jung, war am Bahnhofe versammelt, die Kinder trugen Kränze und Blumen, die Glocken läuteten, und vom Bahnhofe aus wurde die Leiche nach dem Kirchhofe gebracht.

Der Gesang erscholl, der Geistliche hielt eine Rede — was war da viel zu sagen! Er setzte mit kurzen Worten auseinander, daß es nicht sei, als wenn man sonst einen Todten begrabe; wir seien jetzt nur Theile der Gesammtheit, auch im Tode lebendige Theile.

Der Vater, die Mutter, die Geschwister warfen die ersten Schollen auf den Sarg des jungen Helden; dann wurde das Grab zugeschüttet und mit Blumen bedeckt.

Wir hatten den Ersten begraben, der für die Selbständigkeit und Einheit des Vaterlandes gefallen war.

Ich war in dem Hause, das den einzigen Sohn verloren hatte. Die Angehörigen saßen still. Was ließ sich auch noch sagen?

Der Pfarrer hatte an einen Bibeltext anknüpfend eindringlich gesprochen; und doch fühlte ich in mir, und die zunächst Betroffenen theilten gewiß auch meine Empfindung: daß dem in seiner bestimmten Weise heiligen Buche das Staatsgefühl fern steht. Duldung und Aufblick in ein Jenseits sind Stimmungen für ein unterjochtes Volk, nicht für ein frohmuthig um sein Gemeinwesen kämpfendes und opferndes. Wie ganz anders erfaßten die Griechen solch' eine äußerste Kraftanstrengung.

Ich erinnerte mich, daß mir einst, als ich im Gefängnisse saß, die Rede des Perikles bei der Todtenfeier in Athen die Seele durchleuchtet und erhoben hatte, und die Worte standen vor mir wie schaubar; war ja jedes Wort gleich einem plastischen Kunstwerk fein ausgemeißelt. Ich fand das Buch in dem Hause und las den Eltern und Geschwistern die Rede vor. Bei mancher Stelle mußte ich innehalten; denn bald der Vater, bald die Mutter sagte: „das ist für uns, für heute."

„Unsere Gesammtmacht hat noch kein Feind sich gegenüber gesehen," ruft Perikles und so rufen wir. „Muthiges Wagen und bedächtige Ueberlegung dessen, was wir unternehmen wollen, sind bei uns ver-

eint. Bei uns wird Einer, der von Staatssachen sich ganz fern hält, nicht für einen ruheliebenden, sondern für einen unnützen Menschen gehalten."

Und es ist Religion, die echte, wenn Perikles ruft: „Ihr sollt die Kräfte des Staates euch täglich vor Augen stellen und ihn lieb gewinnen. Suchet das Glück in der Freiheit, die Freiheit aber im eigenen Muthe!"

Fünftes Kapitel.

„Was ein Preuße in der Hand hat, läßt er nicht los,“ hatte Ikwarte dem Regierungsrath geantwortet, als dieser ihm zurief, er möge einen Schwerverwundeten, der behutsam getragen werden mußte, nicht fallen lassen. Das ward uns gewissermaßen zum Worte für das Große.

Preußen hat den Franzosen in der Hand und wird ihn nicht loslassen, und unsere Truppen haben sich tapfer bewährt; das Blut der Süddeutschen und das der Norddeutschen ist zusammen geflossen. Ueber den tiefen Jammer um den Einzelnen hob der Gedanke an das große Gesammte hinweg.

Jetzt ist die Einheit des deutschen Volkes unauflöslich.

Der Regierungsrath folgte wieder dem Heere. Mir war es schwer, daß ich nicht auch mithelfen

sollte, daß ich wieder heim mußte, still warten und hinaushorchen. Aber der Regierungsrath versicherte mich, und vielleicht hatte er Recht, ich würde den Anblick eines Schlachtfeldes nicht ertragen. Er selber war am ersten Tage, noch bevor er von seinem Sohne gewußt, so zerbrochen, so verwirrt gewesen, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Jetzt aber denke er bereits nicht mehr des Jammers, sondern nur noch, wie zu helfen sei.

Rontheim erzählte auch — und es verbreitete auf eine Sekunde Heiterkeit — daß dem Vikar der Koffer mit seinen Amtskleidern abhanden gekommen sei; er müsse sich nun ohne äußerliches Zeichen der Amtswürde behelfen, und das thäte ihm gut, er sei hülfreich und entschlossen.

Martha nahm eine Masse Arbeit mit, die sie theils allein vollenden wollte, theils wollte sie die Kinder meines Dorfes dazu anlernen.

Wir fuhren heim. Es war mir wie ein Traum, daß die Sägemühlen arbeiteten, daß Holzfuhren uns begegneten, daß die Menschen auf den Feldern ernteten. Das geht so fort, und draußen wüthet der Krieg.

Am Zeitungsbaum trafen wir die Felsenspinnerin

mit Marie, und sie rief mir zu: „Seht ihr? seht die Schaaren der hungrigen Raben! Sie fliegen hinüber über den Rhein, da liegen die Burschen, die gesungen haben, todt — und Jeder hat eine Mutter.“

„Euer Karl hat ja geschrieben, daß er heil und frisch auf ist.“

„Ja, ja! bis Morgen. Komm! wir wollen heim.“

Die beiden Grenzpfähle waren durch eine schwarz-rothgoldene Fahne, die herüber und hinüber geschlungen war, verbunden. Das war das Werk Josephs, den wir dort trafen. Er erschrak heftig, da er Martha in Trauerkleidern sah, und doch hatte er bereits gehört, daß ihr Bruder gefallen war; aber jedes Leben war unsicher geworden, und er fürchtete, sie trauere auch um Julius. Sie aber reichte ihm einen Brief, den der Vater von Julius mitgebracht. Er war voll Kummer, aber auch voll Stolz um den gefallenen Schwager, und sprach eine frohe Zuversicht aus, daß er selbst unbeschädigt aus dem Kriege heimkehren werde.

Die Tage gingen still und stetig dahin. Der Lehrer berichtete, die Kinder in der Schule seien so unaufmerksam, daß er sich gar nicht zu helfen

wüßte, sie wollten nichts lernen und immer vom Kriege hören. Er hatte sich rasch entschlossen und ließ die Kinder nun die Zeitung vorlesen und Abschriften von Kriegsberichten machen.

Der Landjäger, der Joseph dem Bürgermeister Rapporte brachte, erzählte, daß es weniger Verbrechen gäbe, als sonst je, obgleich die Wirthshäuser immer voll seien. Waldfrevel werde freilich stark getrieben, aber das gehe ihn nichts an.

Es kamen Briefe von Karl, kurz und genau; in keinem Briefe war vergessen, daß er reichlich Speise und Trank habe, denn er wußte, wie sehr das seine Mutter freute.

Martha erzählte, daß Marie nicht mehr mit der Felsenspinnerin nach dem Zeitungsbaum gehe. Sie habe mit Verwunderung gehört, daß man eine Zeitung für sich kaufen könne, und nun würde täglich eine in's Haus gebracht. Aus Furcht vor dem Vater bestellte Marie die Zeitung auf den Namen des Schulmeisters. Sie erhielt nun Abends eine, die sie der Felsenspinnerin mit großer Mühe in der Nacht vorlese. Die meiste Noth bringe ihr, daß die Felsenspinnerin darauf bestehe, die Listen der Todten und Verwundeten von allen Heeresabtheilungen zu hören.

Sie wisse nicht, wie sie es machen solle, wenn einst das Entsetzliche käme. —

Ich lebe unter Bauern und sehe viel Rohheit, aber auch viel tiefe Innigkeit, und zu dem Innigsten, was ich erlebt, gehörte das Benehmen von Marie gegen die Mutter Karls.

Die Fuhrwerke aus der Gegend wurden in's Elsaß hinübergefordert; auch meine beiden Schweißfuchsen mußten mit dem Wagen davon. Ich wollte einen der Leute, die an der Regulirung des Flusses arbeiteten, mit dem Fuhrwerk abschicken, aber Rothfuß bestand darauf, selber mit seinen Schweißfuchsen zu gehen, und ich mußte ihn ziehen lassen. Er war voll Uebermuth und behauptete, er komme mit dem bekränzten Wagen zurück, und darauf müßten Martella und Ernst sitzen.

Es war nun noch stiller im Hause, und durch die Wegnahme der Pferde fühlten wir uns wie von der Welt abgeschnitten.

Die Nächte waren so still und friedsam, der Mond leuchtete so klar, kein Blatt bewegte sich, und selbst der Bach drunten schien wie aus dem Traum zu rauschen. Und in solcher Nacht lauerten Tausende auf einander und trachteten einander zu tödten.

Martha saß oft lange vor einem Album und betrachtete dessen Blätter durch eine Lupe. Es war eine Sammlung von Moosen und Flechten, die Julius für sie geordnet hatte, und bei jedem Einzelnen war genau verzeichnet, wo und wann es gefunden und abgelöst wurde, und immer stand dabei: „für Martha."

Fast täglich kamen offene Karten von Julius, und mit der Genauigkeit wie bei den Moosen, bezeichnete er Tag, Stunde und Ort. Bisweilen kamen auch geschlossene Briefe von ihm. Martha gab sie mir zu lesen. Nur eine Nachschrift hielt sie mit der Hand zu und erröthete dabei.

Conny machte mich aufmerksam, wie Martha so rührend und heilig erschien, wie sie das Lebensgeheimniß so demüthig und geschämig trug.

Als ich die Moose betrachtete, erzählte mir Martha — und ein wundersamer Glanz lag auf ihren Mienen und ihre Augen strahlten — wie sie Julius kennen gelernt. Sie hatte auf einem ländlichen Ball mit ihm getanzt; sie waren einander aber nicht näher gekommen. Nun ging sie den folgenden Morgen mit ihrer Schwester drüben im Rockenthal, und wie sie aus dem Dickicht kommen,

sahen sie unter der großen Tanne einen Jäger schlafend liegen. Sein Hund sitzt neben ihm. Sie winken dem Hunde, daß er Ruhe halte, und Beide stehen still und betrachten den Mann jugendlichen gebräunten Antlitzes mit weißer Stirn. Martha wagt es und tritt näher, faßt seinen Hut, nimmt die Auerhahnfedern heraus und steckt dafür einen frischen Blumenstrauß auf den Hut. Nach dieser kühnen That wollten die Schwestern schnell in's Dickicht entfliehen. Aber der Hund bellte, der Jäger erwachte. Er sah staunend um, er griff nach seiner Flinte, nach seinem Hute, er schien verwirrt, ihn verändert zu finden und stieß einen derben Fluch aus. Er sah noch die beiden Schwestern in hellen blauen Sommerkleidern in das Dickicht schlüpfen. Er rief ihnen nach, sie eilten weiter, und jetzt stürzte Martha, über eine Baumwurzel strauchelnd, zur Erde. „Ihre Stimme paßt gar nicht zu solchen Flüchen," rief die Schwester stillstehend, und der junge Förster zog den Hut ab und sah verwirrt drein. Schnell gefaßt aber sagte er: „Nicht Sie, Ihre Schwester war die Räuberin. Sie hat ja meine Feder noch. Ich — ich danke Ihnen für den Tausch."

Und als ihm Martha die Feder darreichte und

er den Hut hinhielt, gelang es ihm, ihre Hand mit seinen Lippen zu streifen.

Er begleitete nun die beiden Mädchen durch den Wald, und aus dem Scherze, daß er sie als Waldfrevlerin ertappt habe, entwickelte sich ein fröhliches Gespräch. Bald bat er Martha, daß sie singen möge; er sehe ihr's an, es sei ihr wie ihm sangeslustig zu Muthe. Und die Beiden sangen mit einander ihre Lieblingslieder, die wundersam genug ganz die gleichen waren, und als sie auf die Straße hinauskamen, reichten die Schwestern Julius die Hand. Er hielt die Hand Martha's länger, und von da an war's entschieden und wurde immer wonniger.

Während ihrer Brautzeit hatte er ihr das Moosalbum angelegt. Das war ein Gedenkbuch besten Erinnerns, und auch ich lernte da viel Neues kennen. Jeder Baum zeigte sich mir als eine neue Vielfältigkeit des Daseins, und kurze Zeit konnte ich über diesem Kleinleben vergessen, welch ein Großes um uns her in gewaltiger Bewegung war.

Es sitzt ein Vogel auf dem Telegraphendraht, und unter ihm ziehen unhörbar, unsichtbar, vielbewegende Nachrichten dahin.

Ich betrachtete mir oft die Drähte, die an meinem Walde vorübergespannt waren.

Wer weiß, welche Botschaft durch sie dahinblitzt.

Wir sollten es bald vernehmen.

Sechstes Kapitel.

„Es donnert, es bummert, es poltert, es kracht, die Berge fallen ein, die Welt geht unter!“ so schrie die Felsenspinnerin durch das Dorf; sie wollte sich gar nicht beruhigen lassen, und als sie Martha in Trauerkleidern sah, schrie sie und im lauten Schreien war jedes Wort verständlich: „Schwarz! schwarz! alle Menschen müssen verkohlen.“

Es gelang endlich, sie zu beruhigen und wir führten sie heim, während es ringsum von den Bergen wie Donnerschall ertönte, aber keine Wolke am Himmel sichtbar war.

Wir wußten, daß Straßburg beschossen wird.

In der That brach sich der Schall des Geschützdonners just am Felsen hinter dem Hause der Spinnerin und wälzte sich von da fort, grollend und rollend durch die Buchten der Waldberge.

Die einsame Frau, die die Menschenstimme so schwer vernahm, hörte das Krachen der Geschütze, und ihr Häuschen zitterte.

„Mein Kind ist dabei, mein guter, mein braver Sohn!" rief sie, als man ihr erklärt hatte, daß Straßburg beschossen werde. Dann wiederholte sie wie eine Litanei: „In Straßburg ist das Münster, ich bin fünf Jahr Magd gewesen in der Blauwolkengasse; in Straßburg, in Straßburg, in Straßburg . . .", es tönte fast wie wehmüthiger Gesang.

Wir wollten sie mit heimnehmen, auch Marie wollte sie mitnehmen, aber sie klammerte sich an ihren Tisch und rief: „Nein, nein! ich geh' nicht von da fort, bis man mich hinausträgt."

Joseph kam am Abend mich zu rufen, da man oben am Steinmäuerle die Brandgeschosse durch die Luft steigen sehe.

Wir gingen mit ihm, wir sahen es sich erheben, wir sahen es niederfallen und zergehen wie kleine Wölkchen. Der Steinhauer, der Soldat gewesen, konnte erkennen, welches Geschoß in der Luft zerplatzte und welches verheerend niedersank.

Wie ist es den Menschen dort, auf die Feuer niederregnet, wie sitzen sie in den Häusern, was

reden, was denken sie? wie trösten sie einander und halten sich an der Hand? Meine Seele war bei ihnen und erbebte mit ihnen. Und die Tochter meiner Schwester war dort; sie hatte Schutz zu finden geglaubt und war jetzt so schwer bedroht. Und wie sieht und hört meine Schwester drüben im Hagenauer Wald dies Alles und ringt verzweifelnd die Hände! Und wir müssen Tod und Verderben denen senden, denen wir zurufen möchten: Kommt zu uns, seid mit uns!

Es ist eine böse Sprache, die Sprache der Kanonen.

Wir mußten doch endlich heim. Ich war so verwirrt, so erschüttert, daß mich Joseph führte. Ich lag im Bette und hörte die Geschosse; aber man lernt endlich auch in solcher Pein unter solchem Lärm schlafen.

Am Morgen erzählte Marie, daß die Felsenspinnerin stundenlang in der Nacht die Schüsse gezählt habe. Weiter als hundert aber konnte sie nicht zählen und sie hüllte sich in ihre Kissen und schrie: „Ich kann nicht mehr zählen, ich kann nicht, es ist genug!“ und endlich schlief sie ein.

Marie bat um Hülfe, da die Mutter gesagt

habe, wenn es tage, ließe sie sich nicht halten; sie wolle zu ihrem Sohne.

Die Felsenspinnerin hatte indeß am Tage vergessen, was sie gewollt. Sie saß an ihrem Spinnrocken und spann, und wenn wieder ein Schuß erdröhnte, öffnete sie den Mund, sprach aber nicht mehr. Tagelang vernahm man kein Wort von ihr.

Joseph wollte zu den Belagerern reisen, ich bat ihn aber, bei uns zu bleiben; ich bedurfte eines mir zugehörigen Mannes.

Abend für Abend war die junge Welt aus dem Dorfe draußen auf der Höhe hinter dem Steinmäuerle, und wie die junge Welt ist, sie soll bald vergnüglich dabei gewesen sein trotz des Ausschauens nach der Verheerung.

Meine Schwester mit ihrer Tochter überraschte uns. Sie war in's Lager gereist; hatte dort glücklicherweise Julius getroffen und durch seine Vermittlung erlangt, daß ihre Tochter unter der Zahl Derer verzeichnet wurde, die die Festung verlassen durften. Sie hatte alle ihre Habe dem Zufall der Verheerung preisgegeben und nach der Meinung der Leute, daß die Deutschen plündern würden, der Plünderung überlassen. Sie war daheim von

Nachbarn und Bekannten als Deutsche übel angesehen. Sie kehrte aber dennoch zurück, um bei ihrem Manne zu sein; nur ihre Tochter, die schwer angegriffen war, blieb bei uns.

Martha und Conny waren treue Pflegerinnen der jungen Frau, und Martha sprach ihr zu liebe französisch mit ihr.

Ein großer Trupp gefangener und verwundeter Franzosen und Algerier kam durch unser Thal. Alles aus den Dörfern strömte auf die Thalstraße, um sie zu sehen. Ich fürchtete, daß Erbitterung und Hohn sich gegen die Unglücklichen Luft machen würde; aber wie durch eine stille Verabredung hielt sich Jedes scheu zurück, einzig das Mitleid wurde laut.

Nur als die abenteuerlichen und oft grausenerregenden Afrikaner gesehen wurden, gab sich das Entsetzen kund, und da und dort hieß es: „Diese wollten unsere Wälder und Dörfer anzünden, die Menschenfresser!“

Auch Rothfuß war mit unseren Schweißfuchsen im Zuge. Er hielt nur eine kurze Weile bei der Sägemühle an der Brücke und erzählte in lustiger Weise, was für eine Fracht er da führe.

Er hatte verwundete Zuaven und schilderte mit besonderem Nachdruck, wie die Franzosen keine Gemeinschaft haben wollen mit diesen bösen Affen. Er mußte weiter ziehen.

Einen Aufruhr im ganzen Dorfe erregte es, als es hieß: „Der Karl ist da.“ Alles geleitete die Felsenspinnerin und Marie hinab in's Thal, wo Karl mit einem Trupp Gefangener Rast hielt. Vor allen Umstehenden umarmte Marie den Karl und die Gefangenen lächelten dazu und ahmten das Schmatzen nach.

Karl erzählte mir Vielerlei und konnte kein Ende finden, besonders die pommerschen Uhlanen zu rühmen. Das seien Bursche: still und stark wie die Tannen. Und wunderlich war's: als sie zuerst den Rhein sahen, von dem so viel gesungen und gesagt wurde, waren sie so begeistert, daß sie geradezu in den Strom hineinreiten wollten.

Mutter und Geliebte begleiteten Karl eine gute Strecke Weges; dann kehrten sie um und die Alte sagte: „Jetzt bin ich ruhig, jetzt sollt ihr kein Klagewort mehr von mir hören; ich weiß ganz gewiß, es thut ihm nichts in diesem Krieg.“

Wir brachten die Ernte heim, wir setzten den

Maien auf das Gebälke der Bautischlerei im Thal, wir schlugen Holz im Walde und immerdar erscholl der Geschützesdonner von Straßburg herüber.

Der alte Wiesenbauer lag schwer krank und sagte oft: „Ich werde doch als Soldat begraben; sie schießen mir in's Grab."

Es war am Morgen des 2. September; da wurde der gar alte Wiesenbauer begraben. Er hatte verordnet, daß man ihm sein Helena-Kreuz mit in's Grab gebe; aber sein Sohn hielt das nicht für nöthig. Er betrachtete dies sogenannte Ehrenzeichen als eine Rettung, wenn die Franzosen dennoch kämen.

Wir standen am offenen Grabe, da kam Joseph auf schnaubendem Rosse den Berg herangesprengt und rief laut: „Napoleon ist gefangen!"

Das Grabgefolge eilte schnell auf die Straße und Joseph las vom Pferde herunter das Extrablatt vor. Es war die Gefangennehmung Napoleons bei Sedan.

Und gibt es nicht wunderbare Reime im Leben? Wir hatten eben den Letzten im Dorfe begraben, der das Schandzeichen unserer Heeresfolge für Napoleon auf der Brust getragen hatte; nun war

sein Nachfolger und Erbe von uns gefangen. Wie auf eine Verabredung stimmte plötzlich die ganze Dorfjugend die „Wacht am Rhein“ an.

Ohne daß der Pfarrer gefragt worden — wer weiß, ob er es zugegeben hätte, — wurden alle Glocken geläutet und auf unserm Kirchthurme die deutsche Fahne ausgesteckt.

Wir kamen heim wie im Taumel des Traumes.

Als die Elsäßerin die Nachricht hörte, schüttelte sie den Kopf; sie glaubte nicht daran. Sie war es ja gewohnt, daß ihre Landsleute falsche Siegesnachrichten verbreiteten.

Es that sich nach dem Sedan-Tage die Meinung auf, daß jetzt der Krieg zu Ende sein müsse, während das französische Volk doch in seiner Ueberhebung verblieben war, noch immer verlangte, daß alle Völker auf sein Evangelium warten müssen, und daß es ihm nicht zugemuthet werden dürfe, den alten Raub, unsere deutschen Provinzen, herauszugeben.

Der Krieg zog weiter und weiter.

Siebentes Kapitel.

Wir können nicht jeden Tag die Wunder unseres Daseins neu ergründen und bestaunen, wie das Licht sich aufthut, wie es auf der Erde grünt und blüht; wir müssen uns an das stündliche Wunder des Daseins gewöhnen: an Leben und Sterben um uns her, an Liebe und Haß, Einigkeit und Zwietracht.

So gewöhnten wir uns endlich auch, daß draußen Krieg war, und so gewiß jeden Morgen die Sonne aufgeht, so gewiß erwarteten wir jeden Tag eine Siegesnachricht; denn daß auch wir einmal besiegt würden, schien nach dem Vorangegangenen kaum möglich.

„Ist Straßburg noch nicht genommen?“ wurde täglich gefragt.

Ich war am Morgen des 29. September auf

dem Wochenmarkt und führte das siebziger Getreide zum Markt. Da erschien Alles wie sonst; es wurde gefeilscht, gehandelt, überlistet und zwischenhinein auch manchmal vom Kriege gesprochen.

Plötzlich entstand ein Lärm, ein Schreien, ein Jubeln und aus den Fenstern wurden die Fahnen herausgesteckt. „Straßburg ist über," hieß es.

Wie wenn ein Langvermißtes heimgekehrt wäre, rief Eines dem Andern zu: „Straßburg ist endlich über."

Joseph brachte die Elsäßerin nach dem Städtchen. Wir gaben allerlei Lebensmittel und Kleider mit und von Christiane, die vom Vereine zur Hülfe in die schwer heimgesuchte Stadt gesendet wurde, begleitet reiste sie in's Elsaß. Alles ging hinüber nach Straßburg, halb aus Mitleid, halb aus Neugier; ich wollte es nicht thun.

Da kamen Briefe aus dem Elsaß an Martha und an mich. Ich kannte die Handschrift nicht. Es war ein Brief von Baron Arven. Er schrieb mir, daß er mit hochgestellten Personen mehrfach darüber verhandelt habe, wie nöthig es sei, die Gemüther der Elsäßer zu beruhigen und zu verständigen. Man habe leider scharfe Execution üben

müssen gegen Widerspenstige und Hinterhaltige und man sinne auf Mittel, fernere Opfer zu vermeiden. Es gebe noch eine andere Krankenpflege, als bei Denen, die durch Schuß und Hieb verwundet sind, und er glaube, daß ich geeignet sei, sie zu üben.

Ich spürte einen Stich durch's Herz, als ich die Worte las: „Sie sind durch Familienbande verpflichtet, den verlorenen Sohn dem Vaterhause wieder gewinnen zu helfen."

Wie? Ist Ernst gefunden und alles Voraufgehende nur gesagt, um mich auf dieses Ereigniß vorzubereiten?

Ich las weiter und sah, daß ich mich geirrt. Die bedrängte Seele deutet Alles in ihrem Sinne. Arven meinte nichts Anderes, als, ich sollte helfen, die Herzen der Elsäßer für Deutschland zu verständigen; denn er theilte mir weiter mit, daß Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen, von denen man wisse, daß sie von früher her Freundes- und Familien-Verbindungen mit dem Elsaß hatten, aufgefordert wurden, sich in die ihnen näher bekannten Kreise zu begeben und dort im Sinne des Friedens und der Versöhnung zu wirken. Besonders geeignet seien solche, die lange in der Opposition zu den

Regierungen gestanden hätten, da man ihnen eher glauben würde, daß es reines Vaterlandsgefühl sei, was ihre Handlungen bestimme. Mich bitte er, in die Orte des Hagenauer Waldes zu reisen, die mir durch meine Verwandten bekannt seien, und zu versuchen, ob ich dort die so nöthige Hülfe leisten könne.

Lachen mußte ich, da er hinzufügte: „Ihre Gestalt und Ihr weißes Haar wird viel wirken, ich meine, Ihnen Eingang und Vertrauen schaffen.“

Der Baron stand den bestimmenden Kreisen nahe. So war es also bereits beschlossen, daß wir die geraubten Lande wieder heimbringen! Ja, wenn ich nur ein Kleines dazu wirken kann, ich bin bereit. Ich zweifelte zwar an meiner Fähigkeit, aber freundliche Gesinnung und vertrauensvolle Ermunterung kräftigt mir die Seele. Die Worte, die mir Arven schrieb, gaben mir Muth. Der Mann hatte mir nie in's Gesicht hinein ein Lobeswort gesagt; aber innig schreiben konnte er.

„Ich reise nach dem Elsaß,“ sagte ich zu Martha.

„O, das ist herrlich, und da nehmen Sie mich mit.“

Sie zeigte mir den Brief von Julius, worin er Martha bat, auf einige Zeit, bis er weiter marschiren müsse, nach Straßburg zu kommen.

„Wir werden uns unter grausenhaften Trümmern wiedersehen," schrieb er; „aber wir selber stehen aufrecht und bauen das große Leben und unser kleines neu auf."

Wir reisten nach Straßburg. In Kehl erwartete uns Julius. Welch ein Wiedersehen der beiden jungen Gatten!

„Ich habe auch Martella gesehen," erzählte mir Julius bald. „Ich wollte, daß sie als Helferin in ein Lazareth eintrete; aber sie hat ihre alte Abneigung behalten und will nichts von Kranken sehen. Sie war mit vielen anderen Frauen bei der Verwaltung und Vertheilung der Liebesgaben beschäftigt; ich weiß aber nicht, ob sie noch in unserer Nähe. Man sagte mir, sie sei mit einer Abtheilung der Verwaltung weiter nach Lothringen gesandt. Vom Bäcker Lerz hat sie sich nach wenigen Tagen losgemacht. Die Gnadenschrift des Fürsten hat ihr überall durchgeholfen und sie ist jetzt bei Ikwarte und Wolfgang, die werden sie behüten."

Ich will nichts von dem Eindruck berichten, den das zerschossene Straßburg hervorbrachte. Ich hatte die Stadt so oft gesehen und kannte dort Manchen, der die Zugehörigkeit zu Deutschland noch nicht vergessen konnte. Ich war vor vierzig Jahren mit dem Buchmaier hier gewesen und damals stellte sich der breite Mann vor das Münster hin und rief: „Du, fall' um oder werde deutsch!"

Jetzt stand das deutsche Denkmal aufrecht, leider auch von unseren Kugeln getroffen, aber wenig beschädigt, und zu weiter Umschau ragte der Bau, an dem jeder Stein und jede Verzierung deutsch ist.

Martha hatte für nichts Auge, als für das Antlitz ihres Julius, oder doch noch für Eins: es war das eiserne Kreuz auf seiner Brust. Sie fragte, warum er ihr nichts davon berichtet, und Julius gestand, daß er nichts geschrieben habe, weil sich ein noch nicht endgiltiges, aber doch Entscheidung heischendes Versprechen daran knüpfe.

Als der commandirende General ihm das Kreuz anheftete, habe er gesagt: „Sie bleiben Soldat." Er habe dazu geschwiegen, aber er glaube, er habe „ja" genickt; sicher sei er dessen nicht.

Und nun solle ihm Martha sagen, ob er „ja" genickt habe.

Martha sah mich an: „Was meinen Sie, Großvater?"

Ich antwortete natürlich, daß die Entscheidung warten könne, bis der Krieg beendigt sei; einstweilen könne sich Julius als Berufssoldat betrachten. Ich zweifelte, ob Julius nicht zu weichmüthig zum Soldaten sei; denn er hatte mir gesagt: „Großvater! das Härteste am Kriege ist nicht das Dreinschlagen, sondern das Requiriren. Es ist herzbrechend, die Menschen zu zwingen, ihr Letztes herzugeben, und doch kann man nicht anders."

Es war mir schmerzlich zu denken, daß Julius Soldat bleiben wollte; denn ich hatte gehofft, daß er einst das Erbgut übernehmen würde. Ich konnte mich nicht zu den amerikanischen Grundsätzen Ludwigs verstehen, daß Alles bewegliches Gut sein müsse.

Aber was soll das jetzt?

Ich suchte den Baron Arven auf. Er hatte mir so herzlich geschrieben und war jetzt wieder so förmlich, kurz und knapp. Ich mußte lernen, daß man im Kriege nicht Zeit hat für den Einzelnen.

Der Baron gab mir einen Diener mit, der mich zum einstweiligen Statthalter der Provinzen bringen sollte.

Ich wurde hier fast wie ein Mann empfangen, der um etwas nachsucht, während ich doch gerufen war. Ich mußte mich an die norddeutsche Weise erst gewöhnen, die jegliche Hingebung als danklose Pflicht und Schuldigkeit betrachtet.

Der Statthalter erinnerte sich, daß Arven von mir gesprochen habe. Er ersuchte mich, ich solle mich einstweilen in dem mir bekannten Lande umsehen und ihm Bericht erstatten.

Ich war nicht wenig ernüchtert. Ist das die Stimmung, mit der man ein Stück der alten Heimath wiedergewinnt? Ich war entschlossen, nur meine Schwester zu sehen und dann wieder heimzukehren.

Am Abend gab mir Arven eine andere Richtung.

Achtes Kapitel.

Arven wohnte im Lazareth, und als ich ihn dort aufsuchte, begrüßte mich eine schöne große Frau mit weißer Haube und hoher weißer Schürze. Es war Annette, und ich war nicht wenig überrascht, sie hier zu treffen; aber auch sie hatte keine Zeit und sagte, daß sie sofort wieder zu ihren Kranken müsse, Arven erwarte mich in seinem Zimmer.

Das war in der That der Fall. Arven empfing mich mit großer Herzlichkeit und sagte, daß er befohlen habe, ihn nur im äußersten Ausnahmsfalle zu rufen. Er wolle diesen Abend wieder einmal ein gründlicher Egoist sein.

Da ich ihm erzählte, wie mich die Schroffheit und Kälte der Preußen abgestoßen hatte, sagte er: das sei gerade der Punkt, über den er heute Abend mir beichten wolle. Er sei wahrhaft empört gewesen

von dieser Art, die man mit Recht die Kaltschnauzigkeit nennt. Er habe Lust gehabt, wieder umzukehren; aber allmälig sei ihm aufgegangen, daß diese Schneidigkeit, diese stramme Herbheit und kurz angebundene Willensbestimmtheit die eigentlich männerbildende Kraft sei. Gehorsam ist bei ihnen zuverlässige Gewohnheit. Wir Süddeutschen seien viel zu weich und lässig, und etwas von der salzigen Meeresluft, die da droben von der Nord- und Ostsee weit in die Lande hineinwehe, thue uns noth. Dieses Nichtumschauen nach Anderen, dieses Nichtachten ihrer Empfindlichkeiten beruhe darauf, daß die Menschen auch rücksichtslos gegen sich selber seien. Die Franzosen, die bei Allem, was sie thun, ausschauen, ob es auch Jemand bemerkt und ihnen applaudirt, gerade diese müssen von denen besiegt werden, die ihre ganze Kraft in der Selbstehre haben. Die Preußen waren uns vordem als prahlerisch erschienen; jetzt zeige sich, daß keine Spur von Ruhmredigkeit in ihnen sei, und trotz der beständigen Siege seien sie vorsorglich für jeden neuen Schritt und hielten sich auf Niederlagen gefaßt. Ja, Anordnungen für den Rückzug wurden vor jeder Schlacht ausführlich gegeben.

Er konnte des Lobes nicht satt werden und nur einmal stockte er, da er hinzufügte, diese Selbstehre sei vielleicht ein Ergebniß des Protestantismus.

Der Baron hielt inne, als er dies gesagt, und nachdem wir uns an Speise und Trank gütlich gethan, sagte er: er sei Katholik, werde aber wol nie mehr einem Geistlichen beichten, mir aber wolle er es, und wenn er von diesem Kriegeszuge nicht zurückkehre, sei dann sein inneres Leben einmal eine Stunde lang in der Seele eines Andern gewesen.

Er gestand mir nun, daß es sein Wunsch gewesen, auf diesem Kriegeszuge zu sterben, und darum habe er sich in den Kugelregen hinausgewagt, um Verwundete zu holen. Es sei ihm seltsam gewesen, als man seinen Muth so sehr lobte, da er doch nur hatte sterben wollen. Er habe immer gedacht, es sei das Beste für ihn und seine Kinder, wenn all das schwere Leid, das gewesen und das noch kommen könne, mit ihm begraben werde.

Er stöhnte auf, da er die Worte hervorstieß: „Ich will nicht vor ihren Augen sterben.“

Ich sah in ein grausam zerstücktes Leben hinein.

Der Baron stand vormals im österreichischen Heere. Er hatte keine Hoffnung, je das Majorat

seines Hauses zu erlangen, da er von der Nebenlinie war.

In Böhmen lernte er ein Mädchen von bewältigender Erscheinung aus altadeliger Familie kennen.

Feodora war groß und majestätisch, sinnlich heiß, aber seelisch kalt. Er verlobte sich ihr auf Zureden seiner Schwester, aber mit dem Gefühle, daß er mit dieser Frau sein Leben lang in sich allein stehen werde.

Am Morgen nach der Verlobung überkam ihn das Entsetzen der That. Er war auf dem großen Gute ihres Vaters. Er ging durch den Park und rang mit dem Entschlusse, sich im Teiche zu ertränken, aber er that es nicht; denn er meinte, es sei Pflicht, Wort zu halten, und dann tauchte die Hoffnung auf, daß vielleicht später eine innere Einigung möglich sei. Der Reiz der Erscheinung fesselte ihn; genug, die Ehe wurde geschlossen, und so lebte er einunddreißig Jahre verheirathet, aber allein. Eine Hoffnung nach der andern schwand hin.

Er hatte sich beredet, daß eine Gleichgestimmtheit nicht nöthig zum Glücke sei. Erst später er-

kannte er ganz, was es heißt, verbunden und doch in sich allein sein. Er wurde durch plötzliches Aussterben der Hauptlinie Majoratserbe, nahm seinen Abschied und widmete sich der Landwirthschaft. Er hatte keine Macht über seine Kinder, kaum einen Einfluß auf sie; aber als die Söhne heranwuchsen, hielten sie zu Deutschland und wollten nichts von dem Widerstreit wissen, den die Mutter und ihre geistlichen Helfer in ihnen zu erwecken trachteten.

Im Kriege von 1866 litt der Baron unsäglich. Er war in seinem eigenen Hause heimathlos. Nun aber, da der jetzige Krieg ausbrach und er hinter Anstiftungen kam, die er nicht vermuthet hatte, gelangte der Widerstreit zum vollen Ausbruch. Die beiden Söhne standen beim deutschen Heere und wußten oder wollten nicht wissen, was daheim vorging.

Ich darf nicht Alles erzählen, was von Bitterkeit, von Haß und Verzweiflung in der Seele dieses an sich gutgearteten Mannes im Laufe der Erzählung auflebte.

„Einmal mußte ich es Ihnen beichten," schloß er, „und jetzt war die beste Zeit. Ich glaube, daß Ihre Frau Alles, was ich hier erzähle, aus sich heraus gewußt hat."

Den ganzen tiefen Jammer seines Lebens faßte er wiederholt in den Aufschrei zusammen:

„Ich will nicht vor ihren Augen sterben.“

Er erwähnte Rautenkron und sagte, ihr Geschick sei ähnlich; ihre Hingebung in die jetzige große Bewegung sei nicht frohmuthige Aufopferung, sondern Gleichgiltigkeit und Geringschätzung gegen das Leben; sie wollten sterben.

Tief weh und wohl that es mir, als er zuletzt, meine Hand fassend, mir sagte, meine Frau und ich, wir hätten ihn aufrecht erhalten im Glauben, daß noch Glück auf der Welt sei.

„Und ich muß Ihnen ein Bekenntniß machen. Es kostete mich ein großes Opfer bei dem tiefen Wohlgefühl, das ich in Ihrem Hause empfand und bei der innigen Sympathie für Ihre Frau mir es zu versagen, nicht oft, ja nicht täglich zu Ihnen zu kommen. Wenn ich mich daheim fremd und ausgestoßen fühlte, ritt ich oft über den Berg in's Thal hinab auf den Weg zu Ihnen, zu Ihrer Frau; aber an der Sägemühle kehrte ich wieder um. Es war besser so. Ich hatte die Empfindung, daß Ihre Frau Alles wisse. Als ein Mann, der schon Söhne im Heere hatte, war ich noch einmal jünglinghaft

bewegt hin und her geworfen worden; aber ich bezwang es. Ich meine, ich müßte Ihnen auch noch das sagen; es erleichtert mich und kann Sie ja nicht beschweren.

Von allen Menschen, die ihren hohen Werth empfanden, hat keiner Ihre Frau inniger verehrt, als ich," schloß der Baron und faßte meine Hand noch einmal.

Dann saßen wir lange still, und beglückend war mir's, daß der Geist der Verklärten nun auch hier herein schwebte, sanft und mild lindernd.

Als der Baron gesprochen, stand er auf und sagte: „Nun habe ich meine Herzenslast abgelegt und bin frei. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das so treu abgenommen. Und nun nichts mehr davon! Jetzt ruft die Pflicht."

Er wiederholte mir, wie viel Gutes ich wirken könne, wenn ich von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, dort, wo man mich von lange kenne, die Elsäßer lehrte, das Nothwendige zu begreifen.

„Machen Sie sich noch auf Eines gefaßt," schloß er: „Sie werden eine bittere Erfahrung machen. Sie werden für einen Spion gehalten werden. Aber erinnern Sie sich, wie Ihre Frau Sie einmal nannte?"

Ich wußte nicht, was er meinte.

„Spion des Guten nannte sie Sie, da Sie in allen Menschen so gern und leicht das Gute herausfinden. Nun denn! Seien Sie das auch jetzt!“

Ich war entschlossen, Alles willig aufzunehmen, und reiste andern Tages zu meiner Schwester.

Neuntes Kapitel.

Wir dort oben auf der Waldeshöhe hatten auch das Krachen der Geschütze gehört; aber wie ganz anders hatte es auf die gewirkt, die hier in der Nähe, die durch Blutsverwandte, mit Hab und Gut dabei betheiligt waren. Die Zerstörung der Häuser war sichtbar, nicht aber, was in den Nerven der Menschen zerstört war. Wohin ich kam, war Unruhe und Heimathlosigkeit, wie in den Schwalben, die bang umherflatterten, da und dort sich niederließen und doch keine Ruhe hatten; ihre Nester waren zerstört mit den Häusern und Thürmen und Schanzen.

Ich sah an allen Menschen, die mir begegneten, wie einen irren Blick; sie waren durch Schreck und

Angst, durch das unglaublich Erscheinende, das über sie gekommen, verwirrt, und freundliche Worte, ja freiwillig angebotene Wohlthat schienen sie zu kränken.

Mein Schwager, der Förster, ein sonst haltungsvoller Mann, schien ganz gebrochen. Er starrte mich bei meinem Eintritte stumm an und beantwortete kaum mit leisem Nicken meinen Gruß.

Meine Schwester erzählte mir, daß er seit der Belagerung von Straßburg an Asthma leide und immer sage: „Der General Werder hat mir den Athem abgeschossen.“

Mir wurde, als ich die Bilder an der Wand betrachtete, ganz deutlich, was die Leute Alles abthun mußten. Die Bilder an der Wand und die Erinnerungsbilder in der Seele sollten gewechselt werden. Man vergißt leicht in der alltäglichen Gewöhnung, womit die Wände geschmückt sind. Treten aber die Darstellungen in Widerspruch mit der Gegenwart, dann erst wird man gewahr, was man hatte und nicht mehr haben soll. Als ich nach einiger Zeit leise davon begann, daß Deutschland mit doppelter Liebe sich des wiedergewonnenen Landes annehmen werde, fuhr mein Schwager auf, sein

Auge rollte, er schlug auf den Tisch und schwur, daß er auswandern werde. Meine Schwester aber sagte, ein Schwur in solcher Zeit gelte nichts, aber der Mann rief in bitterm Spott — er sprach nur Französisch —: „Und wenn mir Niemand nachfolgt, — ich kann die Bäume im Walde nicht zwingen, daß sie mit mir gehen, — dann geht mein Hund mit mir. Nicht wahr, Fidele, du gehst mit mir? Du nimmst kein Stück Brod von einem Deutschen; lieber verhungerst du mit mir!“ Der Hund bellte und leckte seinem Herrn die Hände.

Ich sah, wie schwer meine Aufgabe war; aber ich ließ nicht ab. Im Dorfe, in den Häusern und vor dem Rathhause, wo große Gruppen beisammen waren, sprach ich zur Beruhigung und Fassung. Die Leute hörten mich an, wie wenn sie dazu gezwungen wären; aber hinter mir hörte ich einmal sagen: „Es ist Alles erlogen, die weißen Haare des Mannes sind auch erlogen; es ist ein junger Mensch, der sich maskirt hat.“

Gradaus erhielt ich selten eine Antwort. „Was läßt sich thun!“ „Was kann man wissen!“ war noch das Ausführlichste. Die Grundempfindung aber blieb: morgen kommt der Franzos und fegt die

Deutschen wieder hinaus. Es kann ja nicht sein, daß die Franzosen besiegt sind.

Ich kam zum Schwager Pfarrer, der zwei Stunden davon wohnte. Der Mann sprach nur davon, wie anständig sich die Soldaten benommen hätten, die hier im Quartier gelegen. Sie waren Sonntags in die Kirche gekommen und hatten tapfer mitgesungen; auch hohe Offiziere seien dagewesen.

Er hatte etwas Aengstliches, und wagte es noch nicht, seiner Freude Ausdruck zu geben, sei es, daß er die ab- und zugehende Magd fürchtete, oder weil er überhaupt sich bloßzustellen scheute. Erst nachdem wir mit einander in den Wald gegangen waren, sprach er freier.

Ich erzähle es nicht gern, weil ich es selbst nicht glauben möchte. Der Pfarrer versicherte mir, daß man von geistlicher Seite der französischen Regierung die Zusicherung gegeben habe, daß ein süddeutsches Land in den Krieg gegen Frankreich nicht mitziehe. Ich glaube es nicht, aber es gehörte zu den umlaufenden Meinungen und ich darf sie nicht unterdrücken und verhehlen.

Er erzählte mir auch, daß die Bettler aus den

katholischen Nachbardörfern schon seit einiger Zeit keine Gaben mehr annahmen. Ja, ganz offen waren sie in seinem Pfarrdorfe umhergegangen und hatten sich die Häuser ausgesucht, die sie besitzen wollten, wenn die Protestanten ausgerottet würden.

Mit solcher Ruchlosigkeit hatte man in diesen Krieg die Religion gemengt.

„Der Gedanke an Deutschland,“ sagte der Pfarrer, „war mir immer wie ein stiller und, sage ich es offen, verbrecherischer Traum. Jetzt soll ich ihn bei hellem Tage erfüllt sehen. Wir sind wie der verlorene Sohn der Schrift, aber der verlorene Sohn Elsaß ist nicht selber schuldig, und darum ist ihm seine Heimkehr so schwer. Ich habe oft darüber gedacht: der Vater des verlorenen Sohnes muß eine Schuld haben, die in der Schrift nicht verzeichnet ist; denn sonst wäre ihm das Leid nicht geschehen.“

Der Mann sprach nur im Vergleiche, aber mir erbebte das Herz im Gedenken an Ernst.

Der Vater des verlorenen Sohnes ist mitschuldig. Wo ist meine Schuld?

Als wir vom Waldgange heimkamen, hieß es, es sei ein ausgedienter französischer Soldat da-

gewesen, der mich zu sprechen wünsche; er hatte seinen Namen nicht genannt und wollte wiederkommen. Wer kann das sein? Ich mußte es abwarten. Aber ich traf hier im Dorfe einen Mann, an den ich lange nicht mehr gedacht hatte.

Der Rechtsanwalt Offenheimer, der Bruder Annettens, begegnete mir, und sein erstes Wort war: „Sie sind mir ein großer Trost. Kommen Sie mit! Sie geben meinem Sohne das Geleit.“

Ich erfuhr nun, daß sein einziger Sohn gefallen war und daß der Vater ihn hier auf dem jüdischen Kirchhofe begraben wolle. Als erriethe er meine Gedanken, sagte er: „Es ist wahr, ich hätte meinen Sohn mit den Anderen draußen begraben lassen können; aber es ist vielleicht gut, wenn hier ein Zeichen ist, daß auch wir redlich und freudig mitgekämpft. Vielleicht wirkt es besänftigend auf unsere neuen Landsleute jüdischen Glaubens, die besonders widerspänstig sind.“

Ich war erstaunt, den Mann so ruhig zu finden. Aber als erriethe er auch diesen Gedanken, sagte er, er habe keine Kraft mehr zum Klagen und Weinen, und eine Thatsache müsse endlich hingenommen werden.

Ich dachte des schönen muthigen Jünglings, der damals mit Wolfgang zu mir gekommen. Es war mir aber erwünscht, einen natürlichen Anlaß zu finden, um zu den jüdischen Bewohnern des Dorfes zu reden. Sie hatten eine besondere Furcht vor den Deutschen und waren stolz auf die französische Gleichheit.

Der Sohn des Rechtsanwalts wurde mit allen Ceremonien seiner Kirche begraben. Zwei leicht-verwundete süddeutsche Offiziere, die im Dorfe lagen, gaben ihm das Geleite. Sie erkannten mich als Schwiegervater des Obersten und hatten mir Tröstliches und Ruhmreiches von ihm zu berichten.

„Er zeigt, daß wir den Preußen nicht nachstehen," das schien der höchste Ausdruck ihrer Anerkennung.

Auf dem Heimwege von dem Begräbnißplatze, — den die Juden eigenthümlicher Weise „guten Ort" nennen, auch hier im Elsaß — stützte sich der Advokat auf mich, und als ich bei ihm in der Stube saß, rief er nach langem stillem Brüten: „Ich wäre gern in meiner Jugendzeit für das Vaterland gestorben, für die Erringung des wirklichen Vaterlandes; nun

hat mein Sohn dafür sterben müssen, nein, dafür sterben dürfen."

Seit Jahren war ich mit diesem Manne in Verkehr gestanden; jetzt in seinem Schmerze und in der vaterländischen Aufregung sollte ich ihn erst recht kennen lernen, und bei einem echten Menschen heißt kennen lernen, lieben lernen.

Ich habe, wie der Dulder Odysseus, vieler Menschen Schicksale erfahren — mir haben Rautenkron, der Oberst und Arven die verborgenen Wege ihres Lebensganges geöffnet; jetzt sollte ich noch ein ganz Anderes hören: die Geschichte eines Stiefkindes im Stiefvaterlande, das nach Liebe sich sehnt, nach freundlicher Hegung, und vom Staatsgesetze und den Staatsgenossen zurückgestoßen, dennoch die Liebe nicht verliert.

Als mir Offenheimer die Kränkungen, die er in den Schulen erfahren und die Herbheiten und schroffen Ablehnungen seines späteren Lebens erzählte, da war mir's, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten für all das Elend und all die Lieblosigkeit, die wir an ihm und unsere Vorfahren an den seinen uns zu Schulden kommen ließen. Diejenigen, die sich Bekenner der Religion der Liebe nannten,

wurden weit überragt von der Liebeskraft derer, die ausgestoßen und verhöhnt sich nicht verbittern ließen. Da leben wir ein ganzes Menschenleben und wissen nichts von den inneren Regungen vieler unserer nächsten Zeitgenossen. Offenheimer sprach mit großer Schärfe über einen zur Prunksucht verleitenden Trieb nach Anerkennung, der viele Juden unbürgerlich und anmaßlich erscheinen läßt. Er erklärte dies freilich aus der Nöthigung, dem Vorurtheile gegenüber immerdar seine Bildungsstufe zu erweisen, und war frei genug, sogar das frühere Behaben seiner Schwester als Beispiel hiefür anzuführen.

Offenheimer erzählte mir, wie es ihn beglückt habe, daß sein Sohn nur wenig mehr von dem Widerstreit der Confessionen erfahren habe, und gerade, daß er ohne Bedrückung frei aufgewachsen sei — er lächelte traurig, indem er hinzufügte, er glaube, daß er hierdurch auch körperlich größer und freibeweglicher geworden —, habe ihm einen Frohmuth gegeben, den derjenige, der sich erst frei mache, nie gewinne.

„Ich beklage meinen Sohn nicht," das waren seine Worte, „er hat den schönsten Lebensinhalt

gewonnen, und es ist gleich, ob der Mensch siebzehn oder siebzig Jahre alt wird. Niemand lebt ihm selber und Niemand stirbt ihm selber, sagt der Apostel, und das ist wahr. Ich verstehe es auch so im kleineren Sinne: Jeder stirbt nur seinen Angehörigen und Hinterlassenen."

Mir war es neu, einen Mann von den heiligen Lehren durchaus nur als von Weisheitslehren reden zu hören, und ich habe von da an noch mehrfach erfahren: die gebildeten Juden sind nicht sowohl Juden als vielmehr Nichtchristen.

Offenheimer dankte mir mit großer Zartheit für das Wunder, das wir an Annette vollbracht. Sie war stolz auf sich und eigensüchtig gewesen; nun war sie bescheiden und für Andere lebend geworden.

Als ich noch bei ihm saß, kam der Rabbiner des Ortes und dankte für die milde Stiftung, die zum Andenken des Gefallenen gemacht war. Ein Wort, das der Geistliche dann noch sprach, traf mich tief in's Herz; er sagte, der trauernde Vater werde Trost finden; denn der Talmud erkläre, der Erzvater Jakob konnte sein Leid und seine Thränen um den verlorenen Sohn Joseph nicht stillen, weil

er in sich fühlte, daß der Sohn noch lebe. Um ein Todtes verwest auch der Schmerz, wenn das Todte zu Erde geworden; um ein lebendes Verlorenes lebt der Schmerz ständig fort.

O, mein verlorener Sohn Ernst!

Auf dem Heimwege in's Dorf lauerte mir ein Mann auf in blauer Blouse, mit der kurzen Pfeife im Mund und die Mütze schief auf dem Kopfe. Er kam auf mich zu, grüßte militärisch und sagte: „Ja, Sie sind's."

„Wer bin ich?"

„Sein Vater."

„Wessen Vater?"

„Unseres Sergeanten Ernest Tännling."

„Das ist mein Name nicht."

„Freilich! aber er hat mir anvertraut — er hat mich gleich für einen Deutschen gehalten, — er heiße Waldfried. Erinnern Sie sich, daß ich Sie in Paris während der Weltausstellung traf? Ihr Sohn ist anno 1866 desertirt und hat eine Braut. Habe ich nun richtige Zeichen?"

Leider hatte er sie, und ich hörte abermals, daß Ernst in Algier Kriegsdienste genommen und

jetzt wahrscheinlich auf dem Zuge gegen Deutschland sei.

Der Ausgediente ließ mir nicht Zeit zum Denken. Er vertraute mir dringend und heimlich, er könne große Dienste leisten. Er wisse, daß ich viel vermöge, und ich solle ihn zu einem hohen Offizier bringen, er könne von großem Nutzen sein, müsse aber viel Geld bekommen.

Ich habe viel im Leben erfahren, aber zum Erstenmal stand ein Mensch vor mir, der mir Spionendienste anbot. Er hatte meine Hand gefaßt, und mir war, als wäre sie beschmutzt.

Ich fragte den Mann um nähere Nachrichten über Ernst; er wußte aber weiter nichts. Ich nahm ihn mit und übergab ihn einem Offizier, der hier lag. Ich glaubte verpflichtet zu sein, das schmähliche, aber vielleicht nützliche Werkzeug nicht wegzuwerfen.

Mit dem Gedanken an Ernst in der Seele, mit dem Bewußtsein, daß mein eigener Sohn gegen das Vaterland in Waffen stand, war ich nicht geeignet, Anderen das Gemüth zu entlasten, und es schien ohnedies offenbar zu früh. Jetzt, da die Gewalt noch spricht, kann man nicht den guten Willen des Niedergeworfenen gewinnen.

Ich kehrte zu meiner Schwester zurück und war hocherfreut, hier den Oberförster Hartriegel, den sogenannten Waldprofessor zu finden, der von der Regierung geschickt war, um die Forste zu prüfen.

Zehntes Kapitel.

Mit Hartriegel und meinem Schwager, der sich wieder etwas aufgerichtet hatte, durchstreifte ich nun das große Forstgebiet, und das erquickte mir die Seele, wenn auch der entsetzliche Gedanke an Ernst wie ein ruheloses Gespenst mich Tag und Nacht begleitete.

Es war in der Nacht des 26. Oktober. Hartriegel hielt sich in der Stadt auf; ich war bei meiner Schwester geblieben, da wüthete ein Sturm, als wäre der Weltuntergang nahe. Die Hunde heulten, die Kühe im Stall brüllten unaufhörlich; es war wie eine angstvolle Klage in dem Krachen und Donnern und Poltern weit ringsum. Man hörte, wie Bäume zusammenbrachen, immer näher

und näher. Wir saßen Alle wach in der Stube, und mein Schwager rief: „Es ist recht so! Die Bäume wollen heraus, fort. Sie wollen nicht deutsch werden.“

Während er das rief, krachte ein Baum hinter dem Hause und fiel auf das Dach; die Ziegel klirrten, das Gebälke bog sich und der Sturm heulte nun durch das Haus, das wir nicht verlassen konnten; denn draußen raste der Wind, als müßte er Alles, was aufrecht steht, niederschmettern.

Wir harrten den Tag heran, und früh Morgens kam ein Bote, der mir die Nachricht brachte, Julius müsse abziehen und ob ich nicht Martha wieder heimbringen wolle. Der Bote theilte uns auch ein Extrablatt mit, das die Einnahme von Metz verkündete und die Capitulation von 173,000 Mann.

Als mein Schwager dies hörte, rief er: „Wir sind verrathen! wir sind verrathen!“ riß die Epauletten und das Bild Bazaine's, unter dem er gedient hatte, von der Wand, warf sie auf den Boden und trat sie mit Füßen.

Der Bote erzählte, daß die Wege ungangbar seien; überall auf der Straße lägen Stämme und

nicht weit von hier ein erschlagener Hirsch. Er, der ein sehr gläubiger Mann war, hatte bei der Eiche des heiligen Arbogast übernachtet, und pries den Heiligen, der ihn beschützt hatte, mit andächtigem Eifer.

Nachdem er sich etwas erholt, mußte er meinen Schwager geleiten, der alsbald mit dem erschlagenen Hirsch zurückkam.

Wir waren von der Welt abgesperrt, und meine Schwester freute sich, daß sie noch für uns zu essen hatte.

Am Mittag kam ein benachbarter Förster mit seinen Burschen, und nun wurde Alles aufgeboten und die ganze Nacht hindurch gearbeitet, um die Wege wieder fahrbar zu machen. Auch aus Hagenau waren Soldaten dazu aufgeboten, und bald hörte ich deutsche Lieder im Walde singen.

Am andern Morgen langte Joseph mit seinem Gefährte an. Er war vom Forstmeister berufen worden, hier Stammholz zu kaufen, und war jetzt, da ihm so vorgearbeitet war, entschlossen, einen großen Theil des Windschlages zu erwerben. Was uns erschreckte, erweckte in ihm eine Spekulation.

„Im Hagenauer Wald," sagte er, „gibt's auch Eichenholz für die Bautischlerei Ludwigs."

Es war und blieb so: für Joseph war Alles Schwelle.

Er erzählte Näheres von der Einnahme von Metz und von dem Marsche gegen Paris. Bei dem Namen Paris blitzte es wieder im Antlitze meines Schwagers auf. „Das bekommt ihr nicht, nie!" sagte er, „eher geht die Welt unter. Aber freilich Metz! Und 173,000 Mann! Ich glaube an nichts mehr."

Ich erzählte Joseph von Ernst; ich mußte es einem Menschen mittheilen. Aber Joseph bat mich dringend, jeden Gedanken an den Verlorenen aus der Seele zu tilgen.

Ich fuhr nach Straßburg, hatte aber dem Statthalter nichts zu berichten. Ich war so ermattet, daß ich mich nur heimsehnte; dort hoffte ich wieder Kraft zu gewinnen. Mit Martha fuhr ich heimwärts.

An der letzten Bahnstation traf ich einen großen Trupp von Tyroler Waldarbeitern, die nach einer Ordre Josephs zur Arbeit für ihn in das Elsaß gesendet waren, und als ich mich der Heimath

näherte, sah ich Waldblößen da und dort. Der Sturmwind hatte auch hier gerast, und die Zeitungen brachten die Nachricht, daß er auf dem ganzen Continent unerhörte Verheerungen angerichtet hatte.

Elftes Kapitel.

Wir hatten viel zu thun, die vom Winde niedergerissenen Bäume aufzubereiten; denn die Baumleichen können durch das Einnisten von allerlei Waldfeinden den ganzen Forstbestand zerstören.

Es kamen gute Briefe von Julius, Richard und dem Vicar, und wir sahen das Kriegsleben von drei ganz verschiedenen Seiten.

Bertha schickte auch Briefe vom Oberst. Er schrieb nur kurz. Er mußte große Strapazen bestehen, zumal in dem anhaltenden Regen; aber er schrieb es selbst: „Man kann in erhöhter Stimmung viel aushalten.“

Man erzählt vom hohen Muthe in den alten Zeiten. Wenn Mann gegen Mann kämpft, da erhält sich die Kampfeslust von selbst lebendig. Aber im Kugelregen ruhig stehen, dann vorwärts mar-

schiren auf den Feind, und vom weittragenden Geschoß sich treffen lassen, ohne einen Schuß abzufeuern bis man in rechter Weite ist, Alles das ist weit mehr.

In der Ferne donnerten die Geschütze; wir daheim hörten nichts als den Takt der Drescher, und man hatte lange zu dreschen, da es uns an Männern fehlte.

Wenn es regnete und schneite und wir geborgen in der Stube saßen, mußten wir derer draußen gedenken, die jetzt Nächte und Wochen lang auf durchgeweichtem Boden kämpften und zur kurzen Ruhe kein Lager hatten als die nasse oder eisige Erde.

Ludwig schrieb von Hamburg aus, daß er nach Amerika reise; er mache diese Reise im Einverständniß und Auftrag eines Höchstcommandirenden, um die Sendung von Waffen und Munition an unsere Feinde zu verhindern.

Was verlangt der Krieg von der Menschennatur!

Es war Schnee gefallen, es schneite fort und fort, und wir wußten, was hier zu Schnee wird, ist da drüben kalter Regen.

Ich saß im großen Lehnstuhl, und las die Zeitung. Hier steht mit wenigen Worten, in ruhigen

Zeilen, was draußen Blut und Zerstückelung ist. Es ist freilich groß und erhebend, daß die Franzosen nach Zertrümmerung ihrer Heere sich neu aufraffen und Alles wagen. Ein Volk darf sich nicht aufgeben, und ein Volk, das so stolz, so allbeherrschend sich fühlte, kann nur schwer bekennen: ich bin besiegt und habe Unrecht.

Sie wollen uns nicht die Sicherung unserer Grenze gewähren, und so muß weiter und weiter gekämpft und verwüstet werden.

Als ich so still denkend da saß, wurde mir ein Telegramm aus dem Cabinet des Fürsten gebracht: ich solle sofort nach der Residenz kommen und mich bei der Ankunft, sei es am Tage, sei es in der Nacht, alsbald im Schlosse melden.

Was geht vor? was ruft mich so dringend? Ist es wegen Ernst? ist es wegen Richard oder des Obersten? Es schien mir ein schweres Unrecht, daß nicht ein Wort darüber gesagt war, doch rüstete ich mich sofort zur Abreise. Der Steinhauer führte mich bis zur Eisenbahn. Joseph war nicht da, er war weiter gereist nach Lothringen. Ich war nicht einverstanden mit seinen Unternehmungen.

Das — es war doch ein Fremdes — beschäf-

tigte mein Sinnen während der Fahrt und doch war ich von der Frage nach dem Grunde meiner Berufung tief belastet. Aber glücklich, daß die Seele ein Fremdes verarbeiten kann bei der unmittelbaren Bedrängniß von Leid durch Räthsel.

Ich kam nach der Residenz und fand es, wie ich's gedacht. Was bei uns im Waldgebirge Schnee, war schon hier durchdringender Regen.

Ich fuhr nach dem Schlosse am erleuchteten Theater vorbei und hörte aus der Ferne die Musik. Ach, in solcher Zeit singen die Menschen noch und lassen sich etwas vorgaukeln. Aber ist das Leben nicht ein gewaltiger Zusammenhang von vielfältigen, unfaßbaren, einzelnen Funktionen?

Ich kam in's Schloß, der große Flur war erleuchtet und durchwärmt; ich mußte lange warten. Als ich endlich zum Fürsten kam, fand ich ihn seltsam zerstreut oder befangen. Er begann damit, in welch anderen Zeiten wir uns wiedersähen; er sprach, wie tief es ihn schmerze, daß so viel Blut vergossen werden müsse, so viel edles Blut. Er sagte das mit Rührung und fügte zuletzt hinzu, er vertraue mir, daß ich ein Mann starken Herzens sei; ich hätte ja so viel Schmerzliches aufrecht ertragen,

deßhalb habe er auch den Muth, mir mitzutheilen, daß der Oberst durch einen Schuß in die Brust verwundet sei. Er habe bei Abgang der Nachricht noch gelebt, allerdings bewußtlos, aber vielleicht hätten wir jetzt schon einen Todten zu beklagen.

Ich konnte kein Wort sagen, und was sollte ich auch?

Der Fürst fuhr fort, von seinem Schmerze über das vergossene Blut zu sprechen, und, es war auch ein Ausdruck der Verdrossenheit dabei, daß er seine Landesangehörigen — er gebrauchte diesen Ausdruck — in fremde Verfügung gestellt habe.

Ich hatte nicht Zeit und Sinn für solche Erörterung. Ich fragte, ob er die Nachricht meiner Tochter bereits habe mittheilen lassen. Er schien von meiner Frage gestört, und erwiderte etwas unwillig: „Ich hielt das für ein Recht und eine Pflicht des Vaters.“

Er setzte hinzu, daß noch heute Nacht ein Sanitätszug abgehe, mit dem ich und die Frau Oberst befördert werden könne.

Ich weiß keine Veranlassung, aber plötzlich fiel mir ein, und es stand ganz deutlich vor mir: der

Fürst wollte dich nie zum Minister machen, du warst nur der Märchenerzähler, der ihm durch Darlegung seiner Lebensgeschichte die Angstnacht vertreiben mußte. Und das dachte ich ganz deutlich nebenbei, während ich Anderes mit dem Fürsten sprach.

Das Benehmen des Fürsten gegen mich persönlich erschien kalt und fremd. Er hatte mir nachgerufen, ohne mir die Hand zu reichen: „Adieu, Herr Waldfried!"

Damals hatte ich „lieber Waldfried," ja sogar einmal „lieber Freund" geheißen.

Ich füge das hier ein, obgleich es mir erst im Halbtraum während der Fahrt aufging. Ich war froh, unabhängig zu sein von Fürstenhuld und mich nicht darum kümmern zu müssen, ob ich so oder so angeredet wurde.

Obgleich ich in innerster Seele der constitutionellen Monarchie anhänge, sage ich euch: haltet euch frei, von keiner fremden Gunst abhängig, sonst seid ihr betreßte Sklaven.

Jetzt aber muß ich den schweren Weg schildern, und ich denke an das Wort des Obersten: die menschliche Natur kann in erhöhter Stimmung viel ertragen.

Ich kam in Bertha's Haus. Mir erbebte das Herz, da ich ihr die Kunde bringen sollte. Aber als ich die Treppe hinanstieg, kam mir Professor Rolunt, der Freund des Obersten, entgegen und sagte: „Nach dem ersten entsetzlichen Schmerz waren Sie der erste Gedanke Ihrer Tochter. Sie wünschte Sie herbei."

„So weiß sie?"

„Ja! ich habe es ihr mitgetheilt und in einer Stunde reisen wir.

„Wir?"

„Ja; ich reise mit. Und erhalten Sie Bertha in der Hoffnung. Ist das Entsetzliche geschehen, so müssen wir es Alle tragen."

Ich kam zu Bertha. Lautlos warf sie sich an meinen Hals, umklammerte mich und weinte und schluchzte, und ich konnte auch kein Wort hervorbringen.

„Vater!" sagte sie endlich, „du bleibst hier bei unseren Kindern, oder nimmst sie mit nach Hause."

„Nein, ich reise mit dir. Lehne es nicht ab! Lass' uns nicht unnöthig Worte verlieren! Ich reise mit dir."

Wir fuhren in der Nacht ab. Wir lagen in Betten, in denen bald Schwerverwundete liegen sollten. Aber auch wir trugen schwere Wunden in der Seele.

Zwölftes Kapitel.

Es war gut, daß Rolunt uns begleitete; denn ich hätte nicht die Kraft gehabt, auf dieser mühseligen Fahrt Bertha beizustehen und ihr stilles lautloses Hinbrüten und ihr Dreinstarren auf Minuten zu zerstreuen und abzulenken.

Der Professor hatte immer etwas zu berichten, sei es von den Punkten, an denen wir vorbeisausten, sei es von den Sanitätszüglern, die mit uns waren. Er erzählte von Dem und Jenem, der ein verwöhntes Muttersöhnchen gewesen und nun harte Strapazen ertrug. Es war dies der zweite Zug, den er begleitete; beim ersten war er Anführer gewesen und er hatte viel Erquickliches von der unverdrossenen Aufopferung der Nichtkämpfenden zu berichten. In besonderer Gunst standen bei ihm aber die Bediensteten der Post und Eisenbahn, er

erzählte in der That Wunderbares von ihrer Arbeitsrüstigkeit und Ausdauer.

Bertha sprach kaum ein Wort, sie hielt nur oft still meine Hand. Bisweilen sagte sie: „Ach, man möchte die Locomotive bitten, sie solle sich doch besser sputen; ich meine, der Zug geht viel zu langsam.“

Der Professor versicherte sie, daß wir uns glücklich preisen müssen, so von der Stelle zu kommen. Wer weiß, wie bald es heißt: Still gehalten, wir kommen nicht weiter.

Einmal stand Bertha auf; ihr Gesicht, ihre Mienen hatten einen fremdartigen Ausdruck und sie rief laut: „Vater! halte mich!“

„Was ist? was hast du denn?

„Ich meine, ich muß mich hinausstürzen. Ich will nicht leben, wenn er todt ist.“ „Ach verzeih!“ rief sie wieder zurücksinkend, „ich kann die Qual des Denkens nicht überwinden. Wie ist es möglich, wie paßt das in die Weltordnung, daß ein Stück Blei ein ganzes reiches, volles, inniges Menschenleben vernichtet!“

Sie sah mit einem unheimlichen Ausdrucke drein; es war, als ob sich unter der Haut blasse pulsi-

rende Strähnen hinzogen. Dann aber faßte sie meine Hand und sagte: „Verzeih, daß ich dir und vor Allem ihm das anthue. Ich darf jetzt keine Kraft im Schmerz verzehren; das ist sündhaft, das ist egoistisch, und mir den Tod wünschen, ist entsetzlich. Alle meine Kraft gehört ihm. Ich will nicht mehr klagen und mich keiner Verzweiflung hingeben. Ach! Wenn ich nur schlafen könnte! Den Todesschlaf kann ein Mensch dem andern geben, aber — Ich will ganz ruhig sein, auch nicht mehr denken."

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Während Bertha zu schlafen schien, mußte ich Rolunt von der letzten Begegnung mit dem Fürsten erzählen. Er klärte mich auf. Er sagte, der Fürst habe geglaubt, ich wüßte schon Alles und thäte nur ihm zu lieb unwissend. Es sei kein Geheimniß, daß der Fürst außer sich vor Aerger gewesen, weil der commandirende General die Nachricht nicht nur an ihn, sondern auch an den preußischen Gesandten telegraphirt hatte. Dieser machte kein Geheimniß aus derselben, und der Fürst sah das als einen Versuch an, über seinen Kopf hinweg sich Popularität und Ansehen zu verschaffen.

Er hasse den Gesandten wie einen ihm gesetzten Aufseher, der ihn täglich fühlen lasse, daß er nicht mehr seine alte Souveränetät besitze.

Es war gut, daß der Professor uns vorbereitet hatte; denn — ich kann den Haltepunkt nicht nennen — wir standen plötzlich still. Einen ganzen Tag mußten wir warten, und es war nur noch eine Tagereise bis zum Oberst.

Rolunt verhandelte hin und her; er war heiser geworden vom vielen Reden. Endlich kam er frohen Antlitzes. Als scharfem, energischem Mann war es ihm gelungen, einen Wagen zu requiriren, und wir fuhren nun landein durch aufgerissene Wege die ganze Nacht hindurch. Wir sahen Dörfer abseits der Straße brennen. Wie viel hundert stille Heimwesen werden da zerstört. Wir mußten den Blick abwenden. Wir kamen durch zerschossene Dörfer und durch andere, in denen da und dort ein Licht blinkte, und wo wir anhielten um die Pferde zu füttern, wurden wir mit drohenden, bösen Blicken betrachtet. Aber die Gegend war sicher; denn sie war überall von Abtheilungen unseres Heeres besetzt.

Wir kamen an das Dorf, wo der Oberst liegen sollte. Wir frugen hin und her, fanden ihn aber

nicht; er sollte im nächsten Dorfe liegen. Dorthin fuhren wir nun.

Wir begegneten einer Geschützcolonne und mußten abseits in einem Acker warten, bis sie vorübergezogen war. Das dauerte entsetzlich lange. Es knarrte und keuchte und schrie an uns vorüber, und wir vergingen fast vor Ungeduld. Und doch saßen wir geschützt vor dem Sprühregen und die Unseren da draußen dampften, wie ihre heißen Pferde.

Rolunt stieg aus. Er fragte die Offiziere der Colonne nach dem Oberst. Sie wußten nichts von ihm; sie kamen heute schon von einem weiten Marsch.

Endlich konnten wir weiter.

Am Eingange des nächsten Dorfes erkannte Bertha einen Soldaten vom Regiment ihres Mannes.

„Lebt Euer Oberst?“ fragte sie.

„Ja, gestern hat er noch gelebt.“

„Und heute?“

„Weiß nicht, habe nichts gehört.“

In mir war eine Zuversicht, daß er am Leben sei. Ich konnte mir nicht denken, daß der starke, kräftige Mann todt sei, und meine Zuversicht half dem Kinde.

Wir kamen an das Haus, auf dem die weiße

Fahne mit dem rothen Kreuze wehte. Ich befahl meiner Tochter, hier im Wagen sitzen zu bleiben und Niemand zu fragen, bis ich wieder käme. Sie versprach's, hat es aber doch nicht gehalten, und es war auch zu viel verlangt.

Sie sah den Burschen ihres Mannes, sie rief ihn an und der Bursche rief: „Der Herr Oberst lebt, aber —"

„Was, aber?"

„Es soll arg sein."

Wir traten in das Haus und die erste Begegnung war Annette.

„Sei ruhig, Bertha! er lebt. Ich habe mich bei der Nachricht von seiner Verwundung sofort hierher versetzen lassen, um Alles, was möglich ist, für ihn zu thun," sagte sie. Sie umarmte die Freundin und setzte sofort hinzu, daß wir ihn noch nicht sehen dürften, er könnte solche Erschütterung nicht ertragen.

Der Professor bat, daß man wenigstens ihn einlasse. Annette holte den Arzt und er gestattete, daß der Professor den Schwergetroffenen sah.

Annette blieb bei uns und sagte: „Man hat die Kugel noch nicht gefunden."

Der Schuß war oberhalb des Herzens, nur um eine Linie das Herz nicht berührend, in die Brust gegangen.

Der Oberst führte sein Regiment selbständig und getrennt von den Preußen, und es war ein Stück Eifersucht und die Lust, sich hervorzuthun, daß er mit unnachsichtiger Gewalt vordrang und sich so der Gefahr aussetzte. Er mußte über eine Ebene marschiren, um eine auf der Höhe aufgepflanzte Batterie zu nehmen, und so wurde er getroffen.

Als er gefallen war und den Tod vor sich sah, rief er aus: „Die Römer haben Recht: schön ist's, für das Vaterland zu sterben. Ich will kein besonderes Grab, mit meinen Soldaten will ich begraben sein.“ Dann wußte er eine Zeitlang nichts mehr.

Nach kurzer Weile kam Rolunt und sagte, der Oberst habe ihm mit den Augen zugewinkt; reden könne er nicht.

Bertha bat um den Anzug einer Pflegerin, damit sie wenigstens in das Krankenzimmer dürfe. Sie versprach, sich ihrem Manne nicht zu nähern. Aber der Arzt untersagte es entschieden. Man

könne nicht dafür stehen, daß der Verwundete sie nicht erkenne, sei es auch nur am Tritt oder an der Bewegung. Er fürchte fast, der Kranke ahne bereits aus der Anwesenheit des Professors etwas; denn er öffne und schließe jetzt die Augen so schnell.

Und so mußten wir warten und lauschen und waren zur Unthätigkeit verdammt.

Noch einen andern Freund trafen wir hier; den Baron Arven. Er hatte jedes eigene Leid vergessen, war rastlos thätig und sah wunderbar verjüngt aus. Er reiste schon nach einer Stunde weiter nach einer andern Krankenstation und überließ uns sein Quartier, in dem wir ausruhen konnten.

Bertha wollte nicht schlafen; aber sie willfahrte mir, sich auszuruhen, um Kraft zu sammeln für das noch zu Ueberstehende. Sie legte sich nieder und bald war sie entschlummert. Sie zuckte oftmals im Schlummer zusammen, schlief aber weiter. Auch ich schlief endlich ein.

Gegen Morgen wurde ich durch eine starke Stimme geweckt.

„Ich muß zu ihm; ich habe ihn gefunden.“

Ist das nicht die Stimme von Rothfuß?

Ja, er war es.

Auch Bertha erwachte und fragte: „Wo sind wir? Hält der Zug noch?"

Ich erklärte ihr, wo wir seien. Sie konnte sich nur schwer fassen. Sie ging sofort mit uns nach dem Hause, wo der Oberst lag, und blieb bei Annetten. Sie hörte, daß auch der Oberst geschlafen habe, und Annette, die bei ihm gewacht hatte, behauptete, er habe leise „Bertha" geflüstert; er müsse ahnen, daß sie hier sei.

Rothfuß nahm mich allein und sagte: „Wir haben ihn und sie auch."

„Ja, den Oberst und Bertha."

„Nein, nein! Ernst und Martella. Unser Herrgott ist die beste Kindsmagd bei wilden Kindern, hat meine Mutter immer gesagt."

Mir war's, als schwänden mir die Gedanken.

Dreizehntes Kapitel.

Erst allmälig konnte ich deutlich empfinden, was mit mir vorgegangen war.

Ich kann die Schüsse nicht mehr zählen, nicht angeben, woher, von wem sie alle auf mich losbrannten, und wie es war, daß ich unversehrt blieb. Aber ich hab's erlebt und muß es auch euch erleben lassen.

Rothfuß erzählte mir wirr durcheinander, daß er dem Karl Unrecht gethan; man könne ohne Schuld gefangen werden, und ihm sei es mit Roß und Wagen geschehen. Er sei mit sammt den Schweißfuchsen von wilden Turkos gefangen worden, und habe geglaubt, er sei in der Hölle, wie die Wilden, die nicht einmal wälschen können, ihn so in der Mitte gehabt hätten.

„Herr! sie haben mich als Spion erschießen

wollen. Sie haben mich an die Wand gelehnt. Und da steh' ich und sie legen auf mich an. Ich seh' noch einmal den Himmel und die Bäume; mir flimmert's vor den Augen und ich denk', wenn's nur schon fertig wär'! Da commandirt Einer: halt! Und ich mein', ich kenne die Stimme. Er wälscht, ich versteh' kein Wort, aber sie schießen nicht. Er läßt mich nur noch stärker binden. Und da lieg' ich in einem finstern Stall und kann mich nicht rühren. Und da kommt es herangeschlichen und: „halt dich still, Rothfuß," flüstert es, und wer ist's? Unser Ernst. Und da haben wir mit einander geweint, wie die kleinen Kinder und der Ernst hat gesagt: Sei ruhig! Was ich durchgemacht hab', das kann ich dir in tausend Jahren nicht erzählen. Jetzt komm'!

Und da sind wir eine Zeit lang auf dem Boden gekrochen wie Frösche bis zu den Pferden, die draußen angebunden waren. Losbinden, hinaufspringen, im Galopp davon, das ist Eins gewesen. Hinter uns drein haben die Franzosen geschossen, aber sie haben nicht getroffen, und fort ist's gegangen bis zu den Unsern herüber, und da hat der Ernst gesagt: Du bist einmal für meinen Bruder Ludwig eingestanden, jetzt thu's auch für mich! gieb mir deine Kleider!"

Rothfuß mußte ihm seine blaue Blouse geben. Dann habe ihm Ernst sein Pferd übergeben und gesagt: „Laß mich nur! wir finden uns schon wieder."

Rothfuß wollte eben berichten, wie er Martella gefunden, als diese selber eintrat. Sie war mager geworden sonst aber unverändert, sauber gekleidet, und rief, als sie mich erblickte: „O Vater! Wir sehen uns glücklich wieder. Heute ist der Ehrentag von Ernst und mein Sonntag, mein höchster Feiertag, meine Himmelfahrt."

Sie brachte keine Entschuldigung vor, daß sie entflohen sei, sie erzählte nichts von Allem, was ihr bisher geschehen, und als ich nicht umhin konnte, ihr zu sagen, welchen Kummer und welche Sorgen sie mir bereitet, rief sie: „Ich weiß es mehr, als du mir sagen kannst; aber nur heute schenk' mir's noch, morgen, wenn ich den Ernst an der Hand habe, wollen wir Alles gut machen. Den Karl der Felsenspinnerin hat er gerettet, er wäre verschmachtet und verblutet. Ernst hat ihn ganz allein getragen, ja, er ist stark, er hat ihn bis hierher gebracht. Sein Gesicht, seine Hände, seine Kleider, Alles war voll Blut. Aber das schadet nichts, das kann man

abwaschen. Man kann Alles abwaschen, wenn man drunter heil ist, und jetzt wird Alles abgewaschen, Alles."

Ich hörte nun, daß Ernst zu dem Regimente gekommen war, in dem Karl stand. Er meldete sich als ein Deutscher mit Namen Frohn. Martella setzte hinzu: „Das ist der Name eines Kameraden, der auf der Ueberfahrt sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt hatte."

Ernst hatte erklärt, daß er nicht gegen seine Landsleute, sondern mit ihnen gegen die Franzosen kämpfen wolle. Welche Proben man mit dem sich so Nennenden angestellt, ist mir nie bekannt geworden. Er wurde eingekleidet und auf einen gefährlichen Posten gestellt, wo man ihn genau im Auge haben konnte. Er benahm sich tapfer, und als der Karl der Felsenspinnerin getroffen war, rettete er ihn mit Lebensgefahr. Aber er ward nicht erkannt, und Niemand als Karl, Martella und Rothfuß wußten, wer er sei.

Sie hätten bereits heute Nacht gehört, daß ich angekommen sei, und Ernst habe Stunden lang vor dem Hause Wache gestanden.

Martella hatte ihm den Gnadenbrief gezeigt;

aber er habe gerufen, er wolle keine Gnade und habe den Brief gar nicht angesehen.

Martella hatte nun gebeten, er solle sich mir zeigen. Er aber sagte: „Ich weiß, wie viele Nächte Schlaf ich meinem Vater gemordet habe; ich will ihm jetzt seinen Schlaf nicht stören, und erst vor ihn treten und seine Kniee umfassen, wenn ich durch eine That gezeigt habe, was ich im Herzen bin. Wenn ich aus der Schlacht komme, dann will ich zu meinem Vater gehen, dann kann ich ihm in's Gesicht sehen."

„Ist recht, ist recht," sagte Martella, „wenn du mit solchen Gedanken in die Schlacht gehst, kommst du gewiß gut und heil heraus, und deine Mutter wird vom Himmel herunter ihre Hand über dich halten."

„Meine Mutter vom Himmel herunter? So ist sie todt?"

„Das weißt du nicht? Ach, schon seit drei Jahren; an deinem Geburtstag ist sie gestorben."

„An meinem Geburtstag!" Das hat er gesagt und war dann lange still. Dann hat er wieder gesagt: „Ich mein', ich dürft' dich heut' nicht mehr küssen."

„Deine Mutter hat dich geliebt bis zum letzten

Athemzug und mich hat sie noch geküßt, eh' sie gestorben ist."

Er athmete schwer auf und dann hat er mich auch geküßt. Nur noch einmal. Zum letzten Mal! Nein, nicht zum letzten Mal! er muß leben!"

Eben als Ernst wieder davon gegangen, kam der Befehl, ohne Gepäck auszurücken. Die Leute wüßten nie vorher, wann eine Schlacht sei; aber ein solcher Befehl ließe wahrscheinlich eine Schlacht erwarten.

Als Martella umkehrte, während Ernst sich zum Abmarsch fertig machte, hörte sie die Stimme von Rothfuß, der dem Bäcker Lerz erzählte, seine Schweißfuchsen seien zu Grunde gerichtet, er habe aber dafür zwei gute Burgunder bekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Es galt nun vor Allem Ernst aufzufinden.

Es war vor Tagesanbruch, als wir das Haus verließen; Bertha schlief noch.

Ich ließ mich von Martella und Rothfuß nach dem Lazareth führen, wo der Oberst lag. Ich wußte kaum, daß ich ging, wußte nicht, wo ich war; ich fühlte wie leibhaftig eine schwere Last auf den Schultern und mußte oft hin und her blicken, als ob wirklich rechts und links etwas auf mich drücke. Aber ich konnte es tragen und konnte gehen ohne Stütze.

Rolunt schien mich erwartet zu haben. Er sagte, daß mit dem Oberst Alles noch im alten Zustande

sei, weder besser, noch schlimmer. Ich bat ihn, eine der Wärterinnen zu Bertha zu schicken; ich konnte ihm nicht sagen, wen ich suche.

Als wir das Haus verließen, trat mein Enkel, der Vicar auf mich zu. „Großvater, ich weiß Alles," rief er; „aber in solcher Zeit kann man vielfältige Manneslast tragen. Ich trage sie auch; ich komme eben von schweren Pflichten vom Todtenbett."

Ich sagte ihm, daß wir Ernst suchen, und er meinte, daß er vielleicht bei denen sei, welchen er vor dem Auszuge einen kurzen Feldgottesdienst halten wolle. Wir gingen mit ihm. Der Tag begann zu dämmern.

Die leichtbewegliche Gestalt Martella's schritt im Morgennebel dahin, als schwebte sie, und als sie nach mir umschaute, meinte ich, die ungewöhnliche Größe ihrer Augenhöhlen hätte sich noch erweitert. Ihr Blick war düster glänzend und in's Weite gerichtet.

Vor dem Dorfe waren in der Ebene vor einem kleinen Hügel die Regimenter in beträchtlicher Tiefe wie Kirchenmauern im Viereck aufgestellt.

Wir schauten hin und her. Martella ging

rechts, Rothfuß links. Sie kamen zurück; sie hatten Ernst nicht gefunden, und doch ist er vielleicht dort. Martella stand still neben mir; nur einmal schaute sie nach mir auf, und ihr Auge glänzte so hell. Sie faltete die Hände krampfhaft in einander, offenbar auch, um ihr Zittern zu verbergen.

Ein Choral wurde geblasen, in den alle aufgestellten Truppen einstimmten, während der Himmel sich röthete und der Vicar in ruhigem Schritt den Hügel hinanstieg und sich dann zu uns umwendete. Lautlos hielt sich Alles umher mit angehaltenem Athem; vielleicht ist auch der Athem Ernsts darunter.

Der Vicar sprach mit heller Stimme. Er hat mir zu lieb die Worte aufgeschrieben, aber als er sprach, waren sie noch besser, noch höher.

„Seht her!" rief er. „Ich bin ohne Bibel hier herauf gekommen. Heilig ist das Buch der Offenbarung, dreimal heilig. An ihm hat die Welt sich selbst kennen gelernt und hat Gott kennen gelernt, und wird daran lernen in alle Ewigkeit.

Ich trage es in meinem Herzen, und aus meinem Herzen rufe ich euch das Wort des Apostels

Paulus, Römer vierzehn am siebenten, zu: Unser Keiner lebet ihm selber und unser Keiner stirbet ihm selber. Es soll in euerm Gedächtniß, soll in eurer Seele, soll eure ganze Seele sein im Kampfe, und wenn es sein muß, im Tode. Du bist nicht für dich auf der Welt und gehst nicht für dich aus der Welt. Du bist aufgerufen, du bist eingereiht von der großen allgemeinen Wehrpflicht für das heilige Reich des Geistes, der Ehre, der Freiheit, der Einigkeit.

Denkt euch, die ihr den Sieg erkämpft habt und die ihr ihn wieder erkämpfen müßt, denkt euch, es wäre anders.

Im Bunde mit dem Reiche der Finsterniß, als Sendboten der Finsterniß rauschte es heran, schwebte durch die Luft wie Millionen schwarzer Raben, verdunkelte die Sonne und zerstörte Alles, was in sich leben will. Durch die Straße deiner Heimathstadt, durch dein Heimathsdorf wälzten sich die wilden Horden Asiens, und Mord, Raub, Schändung, Brandstiftung rasten überall.

Du, der du den Bruder betrauerst, deinen Kameraden, der gefallen ist, du, der du verwundet liegst, verwinde deinen Schmerz, schlag' auf dein

Auge! Durch dich, durch deinen Genossen ist gerettet das Licht der Welt, die Bildung, die Gerechtigkeit, die Sitte, die Ehre, die Rechtschaffenheit. Ich sage euch und ihr könnt euch sagen: das hat Gott gewollt, wie ihr ihn auch versteht, wie ihr ihn auch nennt.

Und du, der du jetzt noch still die Waffe in der Hand hältst, sei freudigen Muthes! Diese Heiligthümer schweben um eure Fahne, die ihr siegreich heimtragen sollt; und ist sie vorbei die blutige Arbeit, die grausame, die entsetzliche, dann sollst du keinen andern Stolz in dir aufkommen lassen, als den, daß du berufen warst, zu wirken für das Reich der Freiheit und der Einheit, für das Reich des Geistes, in dem es keine Feinde giebt, Niemand, der zu besiegen ist, sondern in dem Jeder werden soll ein wandelnder Tempel des heiligen Geistes. Haltet fest: Unser Keiner lebet ihm selber und unser Keiner stirbet ihm selber. Amen!"

Ein stilles Vaterunser wurde noch gebetet; dann rückten die Regimenter in Marschcolonnen zusammen, und die Heeressäule setzte sich in Bewegung.

Der Vicar kam zu mir und hielt lange meine Hand. Wir sprachen kein Wort. Dann folgte er dem Heere und ich ging mit Rothfuß und Martella zurück in das Lazareth.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir trafen Annette; Bertha war frischgestärkt bei ihr.

Annette nahm uns in eine abgelegene Stube und dort sagte sie: „Ich habe Sie schon lange aus voller Empfindung Vater genannt, Sie erlaubten es mir; aber jetzt darf ich es doch erst ganz und mit vollem Recht.

Sie gab mir einen Brief von Richard aus dem Hauptquartier, und der Brief war überschrieben: „Meine geliebte Braut!“

Annette küßte mir die zitternden Hände, und küßte sie wiederholt, da ich ihr erzählte, daß meine Frau noch in ihrer Sterbestunde ausgerufen hatte: „Richard heirathet sie doch.“

Annette fügte hinzu, daß sie erst beim Friedensschlusse einander angehören wollten.

„Du verstehst es,“ sagte Bertha wie aus mir

redend, „du verstehst es, daß wir jetzt nicht der Freude Ausdruck geben können."

Annette ließ uns auch nicht lange bei dieser Freudenbotschaft verweilen. Sie sagte, ihre Kranken hätten jetzt alles Recht auf sie, nur während wir die Treppe hinabgingen, hielt sie einmal kurz still und erzählte uns noch rasch, wie ihre alte Gewohnheit, ein geistiges Ergebniß für alles Erlebte auszusprechen, die lang verschlossenen Herzen plötzlich geöffnet. Sie habe zu Richard, der kürzlich hier durchkam, gesagt: „So lange die Menschen gesund sind, stehen sie in einer Allgemeinheit. So wie sie verwundet und krank sind, ist Jeder eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit." Da habe Richard ausgerufen: „Du sprichst aus der Seele meiner Mutter," und an jenem Tage hätten sie sich verlobt.

„Jetzt brauche ich auch," sagte Annette im Weitergehen, „für meine Seele das Chloroform nicht mehr, das mir der Kirchenglaube sein sollte. Ich habe das wirkliche Chloroform anwenden gelernt, und Hülfeleistung für Andere hilft auch uns selber von uns selber."

Annette forderte uns auf, mit ihr zu den Kranken zu gehen, sie wollte Bertha die schwere Zeit des Wartens dadurch erleichtern. Sie brachte uns

zuerst zu einem schönen jungen Manne mit blondem Vollbart, dem der Schenkel zerschmettert war. Ihr bloßes Erscheinen schien dem Kranken eine Stärkung zu sein.

Es war ein rührender Blick, mit dem er sie betrachtete und seine feine abgemagerte Hand ihr entgegenstreckte.

Annette stellte ihn uns als einen Maler von gutem Namen vor, und sofort in heitern Ton übergehend, sagte sie: „Er hat mich anders colorirt. Er kann das stumpfe Schwarz nicht gut ertragen, und es ist wahr: das silbergraue Kleid mit der weißen Schürze ist viel heiterer. Und warum sollen wir nicht heiter sein?“

Das Angesicht des jungen Mannes glänzte und Annette bat Bertha, ihm etwas vorzulesen. Im Vorübergehen machte sie mich mit einem verwundeten französischen Offizier bekannt, der mit überschwenglichem Lobe seiner Pflegerin gar nicht enden wollte. Annette bat mich, rasch weiter zu einem Manne aus meinem Dorfe zu kommen, dem ich vielleicht etwas leisten könne, und nannte mir mit bewegter Stimme den Karl der Felsenspinnerin.

Wir kamen an sein Lager. Er sah mich mit

aufgerissenen Augen an und rief nur mit herzdurchbohrendem Schrei: „Mutter! Mutter!“ Ich redete ihm zu, ich fragte ihn, ob er mich nicht kenne. Er aber rief immer: „Mutter! Mutter! Mutter!“

Der Arzt kam und hieß uns das Lager verlassen. Dann sagte er zu Annette: „Lassen Sie eine Wand vorstellen! Dieser junge Mann kann jede Minute sterben und die Anderen sollen das nicht ansehen und wissen.“

Eben als man die Wand vorstellen wollte, öffnete sich die Thüre und eine Stimme rief: „Mein Kind! mein Kind! Karl! mein Kind! Karl!“

„Mutter! Mutter!“ schrie der Verwundete und richtete sich auf, und Mutter und Sohn hielten sich umschlungen. Dann rief Karl: „Marie! du auch! du auch da! Komm!“

Dann sank er zurück.

Der Arzt trat hinzu und sagte: „Er liegt in tiefer Ohnmacht. Wer weiß!“

Es wurden Erweckungsmittel angewendet und er schlug die Augen auf.

Nach einer Weile sagte er: „Woher habt Ihr gewußt, daß ich —“

„Sei still, sprich nicht so viel! Streng dich nicht

mit Schreien an! Ich seh' dir schon Alles an den Augen ab. Und jetzt, ja da, des Waldfried's Enkel, der Vicar, hat mir geschrieben, wo du bist."

„Ich will essen. Gebt mir was zu essen!"

„Ich hab' dir eine von unseren Hennen mitgebracht; ich hab' sie von daheim bis hierher getragen," sagte die Felsenspinnerin.

„Ich will essen, ich will essen!" rief Karl. Seine tiefgesunkene, durch Blutverluste erschöpfte Kraft schien wieder zu kehren, uns schien er wie durch ein Wunder der Liebe gerettet.

Die Felsenspinnerin sollte ihn verlassen; aber sie gehorchte dem Arzte nicht. Erst mir gehorchte sie.

Als sie Bertha sah, rief sie: „Mein Sohn, mein Karl, mein Kind lebt. Bertha! ich sag' dir's, dein Mann, der hier neben liegt, Bertha! dein Mann ist auch gerettet, er wird gerettet."

„Bertha!" hörte man einen Ruf aus dem Nebenzimmer; es war die Stimme des Obersten.

Bertha stürzte zusammen; ich mußte sie halten. Sie richtete sich auf und wollte in das Nebenzimmer eilen; es war verschlossen.

Annette rief uns von innen zu: wir sollten ruhig warten, es sei ein Großes geschehen.

Welche Minuten waren das, die wir vor der Thür lauschend standen und drinnen hantieren und stöhnen hörten.

Nach einer Weile öffnete der Arzt eine Spalte der Thür und sagte: „Gehen Sie jetzt ruhig! Es ist eine Blutung eingetreten und mit ihr die Kugel herausgekommen. Die Rettung ist jetzt wahrscheinlich; aber — Ruhe! Ruhe!"

Bertha sank auf der Schwelle nieder und preßte die Hand an den Mund, mir ebenfalls zuwinkend zu schweigen. Sie sagen, es habe nur eine Viertelstunde gedauert, ach, nur eine Viertelstunde! Da öffnete der Arzt wieder die Thür, und Bertha auf dem Boden sehend sagte er: „Stehen sie auf! Sie dürfen Ihrem Manne die Hand geben; aber reden Sie kein Wort; er darf noch nicht reden."

Bertha ging hinein. Sie reichte ihrem Manne die Hand. Er nickte mit den Augen; dann winkte uns der Arzt, daß wir gehen sollten.

Wir gingen. Aus der Ferne hörte man das Geknatter des Gewehrfeuers und den Knall der Kanonen immer schneller und schneller.

Sechzehntes Kapitel.

Der Abend begann zu dämmern, als der Arzt uns sagen ließ, der Kranke habe geschlafen. Er sei erwacht und verlange nach Bertha und mir.

Wir gingen zu ihm. Er konnte uns nur zunicken, und ein wundersames Lächeln trat in seine Mienen. Er wendete den Blick nach dem Arzte, und dieser verstand und sagte: „Ja, Ihre Frau darf eine Viertelstunde hier sitzen. Aber Sie müssen Beide still und ruhig sein."

Und so saßen wir lautlos und hörten die Schlacht allmälig verhallen: nur noch einzelne Schüsse fielen.

Ich wurde hinausgerufen. Martella und Rothfuß standen vor mir. Martella sagte athemlos, die Compagnie Ernst's sei wieder eingerückt, es fehlen Viele, auch Ernst; man müsse ihn aufsuchen.

Rothfuß wünschte, daß ich zurückbleibe; aber

Martella rief, mich am Arme fassend: „Was da! der Vater geht mit.“

Sie hatte einen Kranz gewunden, den sie Ernst bringen wollte, und hielt ihn in ihren zitternden Händen; den Schützenbecher Ernsts und eine Flasche Wein trug sie in einem Körbchen am Arm.

Wir gingen zum Dorfe hinaus, den Berg hinan. Da kamen zwei Männer mit einer Tragbahre herab.

„Ernst! Ernst!“ rief Martella.

Die beiden Männer hielten an und Einer fragte: „Wer da? wer ruft?“ Es war die Stimme Ikwarte's.

„Setz' ab!“ befahl der Andere. „Ist das nicht Martella?“ Es war die Stimme Wolfgangs.

Wir traten näher. Sie trugen einen Mann, der einen Schuß im Beine hatte. Der Mann erhob den Kopf und rief: „Das ist ja sein Vater.“ Es war der Sohn des Sägemüllers vom Thal.

„An Euch hat er mir noch einen Gruß aufgetragen. Er hat sich mir zu erkennen gegeben.“

„Wo ist er? Ist er todt?“

„Er muß dort oben liegen. O, er hat sich groß gezeigt.“

„Was hat er gethan? Wo?“ drängte Martella. „Sprich! Mach fort! Vater hör'!“

Der Verwundete richtete sich mühsam auf und erzählte:

„Wir standen in der Wurfweite der feindlichen Batterie. Geschoß auf Geschoß schlägt in unsere Reihen. Der fällt und der. Alles duckt sich. Ernst steht aufrecht und sagt laut: Stillhalten, Kugelfang sein, das ist Muth. Endlich marschiren wir vorwärts, da wird unser Lieutenant gerade in die Stirn geschossen; unser Sergeant tritt ein, auch er fällt. Ernst übernimmt das Commando und marschirt neben dem Tambour; plautz! da wird der Tambour erschossen. Ernst nestelt ihm die Trommel ab und trommelt uns voran, er wirbelt gewaltig und ruft: Drauf! Da springt eine Bombe, ich liege am Boden und habe nichts mehr gesehen. Wie ich zu mir komme, höre ich noch trommeln. Aber auf einmal knallt's, ein Schrei — kein Trommeln mehr."

Martella zerriß den Kranz; aber schnell faßte sie die Gräser und Blumen wieder und hielt sie krampfhaft in der Hand.

„Fort! fort! wir müssen ihn finden!" rief sie. „Wir finden ihn, er lebt."

Jkwarte und Wolfgang eilten mit dem Ver-

wundeten in ein nahegelegenes Haus. Nicht weit davon hielt ein Fuhrwerk. Sie kamen mit demselben wieder und Wolfgang setzte sich zu mir und Martella.

So fuhren wir dahin durch die Nacht. Jkwarte wußte, wo der junge Sägemüller aufgehoben worden war. Wir schwiegen, nur Martella murmelte vor sich hin: „Halt aus, Ernst! halt aus! Wir kommen. O Mutter vom Himmel herunter, Mutter, sieh auf ihn!“

Wir mußten absteigen, es ging querfeldein. Ich ging eine Strecke mit; dann konnte ich nicht weiter. Die beiden treuen Knechte baten, daß Wolfgang bei mir bliebe. Wir setzten uns an den Wegrain. Neben uns hob sich etwas in die Höhe; es war ein verwundetes Pferd, das noch einmal den Kopf hob und dann röchelnd verendete. Es war ein schwerer, entsetzlicher Athem.

Wir hörten, wie Martella über das Feld hin rief: „Ernst! Ernst! mein Ernst! wo bist du? Ernst! wir sind da! dein Vater und ich!“ Dann hörten wir nichts mehr.

Mich ergriff ein Fieberfrost. Der Boden war feucht, und Wolfgang ließ nicht ab, bis ich mich

auf das todte Pferd setzte; es war noch warm. Wir warteten still. Am Himmel jagten die Wolken hin, und da und dort blinkten die Sterne hervor. In einem Dorfe schlug eine Glocke an. Wolfgang zählte laut; es schlug elf Uhr.

Jetzt kam etwas heran; es rief meinen Namen: es war Jkwarte.

„Wir haben ihn gefunden," rief er heiser. „Kommen Sie schnell!"

„Lebt er?"

„Ja."

Von Jkwarte und Wolfgang geleitet ging ich weiter.

O, ich kann die Schrecken nicht erzählen, die ich sah, die ich hörte.

„Dort bei der Fackel, dort ist er!"

Mir zitterten die Kniee.

Da kam wieder ein Mann uns entgegen und rief: „Großvater, kommt! es ist Zeit!"

Es war mein Enkel, der Vicar.

Wir kamen an den Ort. Da lag Martella auf dem Boden über eine Gestalt hingebeugt. Rothfuß stand mit der Fackel neben ihr, und Martella rief: „Ernst! wach' auf! wach' auf! dein Vater ist da."

Ich kniete neben ihm nieder. Ich sah sein Antlitz. Seine Augen waren geschlossen; aber seine Brust hob und senkte sich rasch.

„Ernst! mein geliebtes Kind! mein wiedergefundenes Kind! Ernst! dein Vater ruft! deine Mutter ruft aus der Ewigkeit! Ernst! du sollst leben! du hast gebüßt, du hast gesühnt! Ernst! mein Sohn! mein Sohn!"

Er schlug die Augen auf, er bewegte die Hand nach mir; ich faßte sie, sie war starr.

„Vater! vergieb!" stöhnte er. „Martella! verzeih! O, Mutter! Vater!"

Er hauchte seinen letzten Athem aus.

Ich sah noch, wie Martella mit entsetzlichem Schrei sich über ihn warf; dann sah und hörte ich nichts mehr.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

„Stillhalten, Kugelfang sein, das ist der gefaßtere Muth." So hatte Ernst noch zuletzt den Seinen zugesprochen. Ich sollte das selber bewähren müssen.

Ich weiß geraume Zeit nichts von dem, was um mich her und mit mir geschehen. Ich weiß nur, daß ich hinter einem blaugeblümten Vorhang lag und die Augen nicht lange offen halten konnte; denn die blauen Blumen auf weißem Grund bildeten allerlei seltsame Figuren, die schnell ihre Gestalt änderten und auf mich losstürzten.

Ich glaube, ich war nicht eigentlich krank, nur unsäglich müde, und in dieser Schwäche und Müdigkeit konnte ich auch meine Gedanken nicht frei lenken. Ich war kindisch dankbar gegen Jegliches. Ich sah das Holz an der Thüre und freute mich, daß es

fest hält; ich hörte das Feuer im Ofen und freute mich, daß es wärmt; ich war dankbar gegen das Bett, das mich trug, so daß ich mich nicht zu halten brauchte.

Ich erinnere mich, daß manchmal Bertha, manchmal Annette zu mir kam; aber meist, ich glaube fast immer, saß mein Enkel Wolfgang bei mir.

Wolfgang war in den Mühen dieses Krieges und in unablässiger Bethätigung fast zum Manne herangereift. Er war breiter und kräftiger geworden und hatte eine Männerstimme bekommen.

„Das ist gut, Großvater, daß du mich wieder bei meinem Namen nennst, du hast mich bisher immer Ernst geheißen," sagte Wolfgang eines Tages, und von jener Stunde an fühlte ich mich freier. Es zog an mir vorüber wie schwere Wolken, und als sie verschwunden, sah ich Alles deutlich und besann mich allmälig auch, was vorgegangen war.

„Ernst ist begraben?"

„Ja, Großvater."

Ich bat nun Wolfgang, daß er mir berichte, was seit jener Stunde, da mich das Bewußtsein

verlassen, vorgegangen war und vor Allem, was aus Martella geworden.

„Großvater!" rief Wolfgang, „für dich ist nur die Wahrheit. Martella ist nicht mehr von Ernst getrennt, sie hat das Höchste erfüllt."

Mir war's, als legten sich wieder die dunklen Wolken vor mein Auge, aber aus den Wolken blickte mich Gustave leuchtend an, und dieser Blick sprach: Sie war treu bis zum Tode.

Wolfgang faßte meine Hand, und die kräftige Hand des Jünglings gab auch mir Kraft.

Ich bat ihn, ohne Rückhalt zu erzählen, und er begann:

„Als wir dich, Großvater, damals zur Tante Annette hinabgebracht hatten, die das Schwere ahnend uns schon ein Stück Weges entgegenkam, sahen wir erst, daß in der furchtbaren Gemüthserschütterung und in der Angst um dich Niemand um Martella Sorge getragen und sie uns nicht gefolgt war.

Rothfuß sagte, er könne nicht mehr. Ich muß beim Meister bleiben, wiederholte er tonlos.

Ikwarte hat Nerven von Stahl. Mir war's, als brennten mir die Augen aus den Höhlen, so müd' war ich noch nie gewesen; ich kehrte aber doch

nochmals mit ihm auf das Schlachtfeld zurück; wie im Schlafe wandelnd ging ich den Weg."

Wolfgang schauderte zusammen, schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Wir kannten ja den Ort, wo Ernst lag und fanden ihn bald. Der Mond leuchtete so wunderbar in sein Gesicht; neben ihm lag Martella regungslos. Sie hielt ihn fest umklammert, ihre Wange an seine Wange gepreßt, seine Hand in der ihren.

Ist sie auch todt? Es wäre das Beste. Ich beugte mich nieder; sie athmete schwer. Ich rief ihren Namen.

Großvater! wie sie mich ansah! so starr, so wild! Dann winkte sie, wir sollten stille sein. „Bald wird er wieder warm, bald, bald," flüsterte sie.

Ich redete ihr zu, daß sie uns folge. Sie sagte: „O Wolfgang, du bist gut. Bring' wilden Honig! Warte, Ernst! Dein Brudersohn kommt, bringt dir wilden Honig, weißt du, wie damals. Und hier hab' ich deinen Becher, deinen Schützenbecher."

Ich redete ihr zu, und sie erwiderte: „O, du hast die Stimme der Mutter. Mutter, ruf' du ihn! ruf ihm: steh' auf!"

Sie warf sich von Neuem neben ihn nieder, und

als ich nun wiederholte: „Martella, steh auf! komm mit uns!“ da sagte sie: „Du siehst, er kann jetzt noch nicht. Aber ich folge dir. Du hast die Stimme der Mutter.“

Sie schien nicht mehr von dem Todten zu wissen. Sie ging mit mir und ließ sich von mir an der Hand führen. Aber plötzlich riß sie sich los, stürzte zurück und schrie: „Sie lassen ihn liegen, allein auf der Erde in der kalten Nacht!“

Sie fiel nieder; wir suchten ihr stärkende Tropfen einzuflößen, ihr Mund war fest geschlossen, ich sah, wie ihre Brust gewaltsam auf und nieder wogte. Endlich gelang es Ikwarte, ihr einen Trank einzuflößen. Wir brachten sie bis an ein Haus, das zerschossen dort oben stand. Die Thüren waren ausgehoben, ich selber hatte dazu geholfen; man brauchte sie zu Tragbahren.

Wir setzten Martella am Heerde nieder. Es gelang mir, Holz zu sammeln und ein Feuer zu entzünden. „O, wie gut! o, wie warm!“ sagte sie zur aufzüngelnden Flamme. Ihre Zähne schlugen an einander.

Wir hofften, wenn sie erwärmt wäre, würde sie mit uns weiter gehen können.

Sie saß still da, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Wolfgang, laß mich bei dir!“ sagte sie plötzlich. „Sei gut gegen mich, du bist ja sein Bruderkind. Laß mich bei dir, verlaß mich nicht! Sag' mir, wie viel Jahre sind's denn, seit er todt ist? O, Ernst, es hat dich so gefreut, daß ich nicht weinen kann. Warum hast du dich gefreut? O könnt' ich nur weinen! Du bist so lang schon fort; kommst du nicht wieder? Was soll ich auf der Welt, wo du nicht bist? Mutter, jetzt ist der Ernst bei dir, Du brauchst ihn nicht; schick ihn fort, zu mir, er ist mein. Ich hab' nichts mehr auf der Welt. Mein Hund ist auch todt. Meine rothen Strümpfe! ach, ich bin so lustig gewesen. Die Martella ist verloren; sucht sie im Wald beim wilden Honig! Hörst du den Kukuk?“

Sie sah wie geistesabwesend in die Flammen. Dann rief sie: „Meine Augen brennen. Sie sind Feuer! Feuer! ich kann nicht weinen. O, Ernst, Ernst!“

Sie riß die Tasche vom Leibe, sie zerriß den Gnadenbrief und rief: „Alles soll brennen, Alles, wie meine Augen. Komm her, Hoheit Gnaden! Da brennt deine Handschrift.“

Das Morgenroth war angebrochen; wir sahen durch die offene Thür Männer mit einer Bahre herankommen.

„Da ist Herr Rautenkron!“ rief Ikwarte. Martella stürzte hinaus; sie sah, wie die Männer die Leiche Ernsts trugen. Sie stürzte ihnen entgegen, fiel an der Bahre nieder und rief: „Mein Ernst! Du bist todt.“

Ein furchtbarer Schrei, der grausenhaft über das öde Feld hin tönte, entrang sich ihrer Brust. Sie faßte mit der Hand nach dem Herzen, ein Thränenstrom rann über ihre Wangen.

Plötzlich brach sie zusammen. Sie lag über der Leiche Ernsts.

Ein Arzt, der mit unter den Männern gewesen, legte die Hand auf ihr Herz; er schüttelte das Haupt, er horchte auf ihren Athem, er war entflohen.

Mein Kind! mein Kind! schrie Rautenkron. Sie hörte ihn nicht mehr.“

So erzählte Wolfgang. Seine feste Hand hielt die meine, und mir war, als hielte mich seine Hand im Leben zurück.

„Und was ist aus Rautenkron geworden?“ konnte ich endlich fragen.

„Er war plötzlich ein alter Mann geworden, grau mit eingesunkenen Wangen und erloschenen Augen. Er saß auf dem Boden, starrte auf die Leichen; er sprach kein Wort. Es goß in Strömen, Alles drang in Rautenkron, mit uns in der Hütte Schutz zu suchen; er antwortete nicht. Endlich stand er auf, zog die Kapuze seines Mantels über den Kopf, zündete eine Cigarre an und sagte zu mir: Bleib' du, ich komme bald wieder.

Nach einer Weile kam er mit Hacke und Schaufel. Er selber grub das Grab, in das Ernst und Martella gesenkt wurden."

Wolfgang hielt inne, und mir erneute sich das Bibelwort aus der Todtenklage Davids um Jonathan: „Im Tode sind sie nicht geschieden."

„Wo ist Rautenkron?" mußte ich wieder fragen.

„Als das Grab zugeschüttet, war er verschwunden. Erst später erfuhren wir sein Ende. Du erinnerst dich, daß die Unseren die nahe Stadt erobert und besetzt, die Franzosen aber sich in der Citadelle, die die Stadt beherrscht, so verschanzt hatten, daß es unmöglich schien, sie daraus zu vertreiben. Da meldete sich Rautenkron als Freiwilliger, um die Minen aufzusuchen, die zweifel-

los unter der Citadelle hinliefen. Niemand weiß, wie er sich Eingang verschaffte; aber am nächsten Tage sprangen die Pulvervorräthe in den Schloßkellern in die Luft, zerstörten einen Theil des Schlosses, das nun gestürmt wurde, und tödteten viele Franzosen. Nach Rautenkron wurde sorgfältig gesucht, aber keine Spur von ihm gefunden, und da man bis jetzt nichts von ihm erfahren, so scheint es sicher, daß er unter den Trümmern begraben liegt.“

Zweites Kapitel.

Bertha berichtete mir, daß der Oberst gerettet sei und hier in der Stadt in ruhiger Genesung sich befinde. Der Arzt sage, er könne in einigen Wochen wieder sein Regiment anführen.

Die Felsenspinnerin sei mit Karl heimwärts gereist, der nach dem Lazareth in unserer Hauptstadt gebracht worden sei.

„Und des Sägemüllers Anton?“

„Ist todt. Vater, ich sage dir Alles, wahrheitsgemäß. Aber ich bitte dich, laß deine Gedanken nicht überall umhergehen und suchen. Erhalte dich uns!“

Ich durfte bald wieder aufstehen, und Bertha konnte mir nicht genug erzählen, wie freundlich theilnehmend die Franzosen gewesen seien, in deren Haus ich lag.

Die Hausfrau wolle mich nun auch kurz sprechen.

Sie kam und war sehr erfreut über meinen aufrichtigen Dank.

Nach wenigen Tagen durfte ich den Oberst besuchen, und das erste Wort, das dieser sprach, als ich mit Bertha eintrat, war:

„Bertha! nun glaube ich fest an meine Heilung. Du trägst deine Locken wieder."

Er berichtete mir, daß es ihm als trübes Zeichen erschienen war, daß Bertha immer ihr Haar schlicht aufgesteckt trug. Nun er außer Gefahr war, erschien sie wieder in ihrem vollen Lockenschmuck.

Dann erzählte er von einem Momente nach seiner Verwundung, wo er das deutliche Gefühl des Todes gehabt hatte. Es sei nur ein kurzes Aufblitzen gewesen; dann Nacht, Alles verschüttet. Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, aber es noch nicht kund geben konnte, war sein Adjutant an das Lager getreten, hatte seine Hand erfaßt, sie geküßt und darauf geweint. Er habe den Kuß, er habe die Thränen gefühlt, und doch durch keinen Druck der Hand und durch kein Wort ein Zeichen seines Bewußtseins geben können, innerlich lebte aber Alles, wie ein Quell in einem Felsen eingeschlossen.

Ich durfte mich nicht lange der milden Kundgebung des genesenden Oberst erfreuen. Ich sehnte mich heim.

Als ein Zug nach Deutschland ging, den abermals Professor Rolunt anführte, der brüderlich treu den Oberst gepflegt hatte, gaben sie meinem Drängen nach, und ich fuhr in gutgeheiztem Wagen heimwärts.

Wolfgang begleitete mich bis zur Kreisstadt, und mit einer Sendung Liebesgaben und Heilmittel reiste er als Begleiter Christianens wieder auf den Kriegsschauplatz zurück.

Ich hatte das Gefühl, daß ich erst daheim wieder voll gesund werden könne, und so geschah es auch. Als ich den Duft meiner heimathlichen Waldberge einsog, fühlte ich mich neubelebt.

Die Regierungsräthin ließ nicht ab, ich mußte mich einige Tage bei ihr ausruhen und die sorgfältige Pflege unseres Arztes, sowie dessen zuversichtliche Art, die schon an sich etwas Heilsames hatte, gab mir frische Kräfte.

Es that mir wohl, wie Frau von Rontheim die Erinnerung an unsere beiden gefallenen Söhne mit einander verknüpfte. Sie berichtete mir auch

kurz und übersichtlich, was seit meiner Krankheit in der Welt geschehen war; denn nun, da ich die Zeitung wieder lesen und verstehen konnte, gewahrte ich viele Lücken in meiner Kenntniß der Ereignisse.

Noch während ich im Städtchen wohnte, kam Ludwig. Es war mir unbegreiflich, daß ich nicht nach ihm gefragt hatte. Und jetzt brachte mir Ludwig noch einen erfrischenden Athem aus einer andern Welt herbei. Er war, wie er mir bereits geschrieben, nach England und von da nach Amerika gereist, um die Waffensendungen für den französischen Landsturm zu verhindern. Es war ihm als Einzelnem nicht gelungen, und erst eine öffentliche Versammlung, durch welche die Deutschen in Amerika ihre Entrüstung kundgaben, beendigte den Waffenhandel.

Es that mir wehe, als er sagte: „Wir Deutschen haben keine Freunde, weil wir bis jetzt nicht imponirten. Die deutsche Nation war seit einem halben Jahrhundert in der Lage eines Menschen, der die Empfindung seines ehrlichen Ringens hat und dafür auf die Anerkennung Anderer rechnet. Aber nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch

ein Volk, bekommt keine Anerkennung geschenkt. Man muß sie den Anderen abringen, und das geschieht am besten, wenn man nicht auf sie wartet, sondern sich zu etwas macht. Jetzt sprechen die Völker anders. Aber alle würden gejubelt haben, wenn die brillanten Franzosen uns niedergeworfen hätten."

Ich wollte nicht daran glauben; aber Ludwig bewies mir, daß in England und Amerika wol ein Theil der Weitersehenden uns geneigt sei, daß aber die Regierungen die Waffensendungen und damit das unnütze Blutvergießen hätten verhindern können, wenn sie ernstlich gewollt.

Um so besser sei es, daß wir nicht mehr wie bisher zu fragen haben: was denken die Anderen von uns, wie sind sie uns gesinnt? sondern sie fortan fragen müssen: Was denken die Deutschen von uns, wie sind sie uns gesinnt?

Ludwig hatte in der Fremde mit Freuden die Neugierde auf das neuentdeckte Wunderland Deutschland und das Erstaunen über dasselbe wahrgenommen. Er erklärte, wir hätten daheim gar keinen Begriff, wie die wunderbar großen Kriegsthaten auf die weite Welt, auf alle Menschen wirkten; er hatte

überall vom deutschen Kaiser erzählt; denn dieser müsse verkündet werden.

„Wir daheim wissen kaum, welche Geltung wir gewonnen, und wie unsere Zukunft in der Ferne den Menschen in gigantischer Gestalt erscheint. Sie sehen das Neuerstandene in tausendfältiger Wirkung, und ich glaube, sie werden Recht bekommen.“

Conny kam nach der Stadt, und mit ihr und Ludwig fuhr ich heim.

Drittes Kapitel.

Als ich den Berg hinanfuhr, arbeitete der Wegener Gaudens an der Straße; es hatte sich nichts geändert. Er trug nur seine Soldatenmütze und pfiff beim Abräumen des Straßengrabens die Melodie der Wacht am Rhein.

Der Bach im Thal war zugefroren, auf den Bäumen lag schwerer Schnee. Ludwig berichtete, daß er in Amerika und England Maschinen für unsere Bautischlerei gekauft habe, und durch unsere bodenständige Industrie sei solche Winterszeit fortan nicht mehr arbeitslos; man setze dann die hergerichteten Stücke zusammen, soweit die Bestellungen nicht in auseinandergelegten Theilen versendet werden.

Es schien mir, daß er mit dem Gedanken umging, hier zu bleiben; denn er hatte Vieles in Amerika abgewickelt. Daneben hatte er unterwegs

namhafte Verträge mit Baugesellschaften abgeschlossen, und als ich mich über seine vielfältigen Bedachtnahmen verwunderte, sagte er: „Vater! das habe ich noch von der Musik. Man kann mit jeder Hand eine besondere Melodie spielen, aber beide müssen mit einander in Harmonie stehen. Meine rechte Hand spielt die Melodie Eigennutz und meine linke die Melodie Gemeinnützigkeit; manchmal wechseln sie auch. Ich habe eine Wasserleitung gebaut, die gut für Viele war; sie war aber auch gut für mich und ich glaube, daß ich sie ohne dies nicht so fröhlich gebaut hätte. Gieb Acht! jetzt kommt eine große Baulust über die Welt; jetzt können wir auch anderen aus Frankreich ausgewiesenen Arbeitern, die sich dazu eignen, Beschäftigung geben."

Wir kamen nach der Sägemühle an der Brücke. Dort hatte sich an demselben Tage, als die Nachricht vom Tode Anton's kam, ein Säger drei Finger der rechten Hand an der Kreissäge abgesägt. Ludwig ging zu dem Manne und nahm ihn als Kürer, zum Bestimmen der verschiedenen Brettergattungen, in Dienst.

Die Sägemühle stand still, aber auch alle Fensterladen waren geschlossen. Wir trafen hier Joseph,

der uns berichtete, daß der Sägemüller seit dem Tode seines Sohnes allen Muth und alle Arbeitslust verloren habe. Er sei zu seiner Tochter im jenseitigen Thale gezogen und wolle sein Anwesen verkaufen.

„Das mußt du kaufen und nur für uns arbeiten," rief Ludwig.

Joseph antwortete traurig verneinend; denn er stehe vor der Gefahr gänzlicher Verarmung. Er habe sich fast mit seinem ganzen Vermögen in den Ankauf der vom Sturme umgerissenen Hölzer im Hagenauer Wald eingelassen, und wenn nun Bourbaki mit seinem Heere durchdringe, seien drüben Alle verloren und wir hier ebenfalls.

Das waren freilich schlimme Aussichten, und wir fanden zu Hause keine Ruhe mehr; denn tagtäglich erwartete man den Einfall des Bourbaki'schen Heeres, und es hieß, daß die grausamsten Vorbereitungen zur gänzlichen Verwüstung unsres Landes getroffen seien.

Meine Schwester schrieb, daß man jetzt im Elsaß glaube, Alles werde wieder anders, Bourbaki schlage Deutschland nieder. Ihr Mann habe die Bilder und Epauletten wieder aufgehängt, aber er habe

sich einen Vorbehalt gemacht: wenn die Franzosen uns jetzt nicht befreien, wolle er nichts mehr von ihnen wissen und deutscher Förster werden.

Bertha war in die Residenz zurückgekehrt. Sie schrieb, daß der Oberst, bei welchem Rothfuß geblieben sei, an der Spitze seines Regimentes in dem Heerestheile stehe, der sich Bourbaki entgegenstemmte, damit er nicht an den Rhein vordringe.

Zu Hause fand ich auch eine neue große Herzbewegung. Es lag ein Brief von Ernst für mich da. Er war der deutschen Feldpost übergeben worden. Auf dem Papiere waren die Spuren schwerer Thränentropfen sichtbar.

Der Brief erschütterte mich bei jedem neuen Lesen so sehr, daß mir ihn meine Kinder wegnahmen; aber ich habe ihn zurückgefordert. Hier ist er:

„Mein Vater! Meine Mutter! Laßt mich Eure Kniee umfassen! Was ich tausendmal gewollt, verschoben, verschlafen, das muß ich jetzt thun.

Ach, ich weiß die Tage, die Nächte, die Jahre, die ich Euch mit Kummer erfüllt und mir — Wie kann ich in's Wort fassen, was ich auf dem Marsche in heißer Sonne, was ich in der Nacht beim Auf-

blicke nach den Sternen, die auch über meinem Vaterhause leuchten, gedacht, gefühlt. Auf den Märschen, von Durst gepeinigt, o wie sehnte ich mich da nach einem Tropfen Wasser aus dem Röhrbrunnen vor unserm Hause.

Ich schreibe mit Thränen, aber sie löschen die Vergangenheit nicht aus, rufen keinen entschwundenen Lebenstag zurück. Verloren! Verloren! Ich büße schwer.

Du mußt deine Seele bändigen! das sagtest du oft, o Mutter. Es wollte mir in der friedlichen Heimath nicht gelingen, und doch hatte ich so Viele mir zu helfen: Dich, den Vater, Martella, die Geschwister. Es klingt mir aus der Ferne, wie leises inbrünstiges Beten, — nein höher, wie ein Rufen um Erlösung.

Ich habe Alles vergeudet.

Bin ich ein Opfer vom Elend des Vaterlandes?

Und jetzt kommt die entsetzlichste Folge meines Thuns. Es ist Befehl ergangen, daß wir uns einschiffen, um gegen Deutschland zu kämpfen. Nein, nicht gegen Deutschland. Das Elend ist noch einmal da und verdoppelt. Ein Offizier hat mir vertraut, daß mehrere deutsche Kleinstaaten Frankreich

angerufen haben, sie von der Unterdrückung durch Preußen zu befreien.

Ich hatte meine Flinte geladen und auf mich gerichtet, aber im Gedanken an Euch habe ich die Kugel in die Luft geschossen.

Ist es meine Schuld, oder bin ich ein Tropfen im Strom, der aus dem Bette getreten?

O, meine Eltern! Wer das Vaterland verläßt, steht in der Luft, hat keinen Boden unter sich, der ihn trägt.

Nichts mehr! Genug, daß es endet.

Aber wissen sollt Ihr, daß meine Seele daheim bei Euch lebt. Jetzt in diesem Augenblicke ist mir's als legtet Ihr Eure Hände auf mein Haupt.

Haltet meine Martella treu!

Ich kann ihr nichts sagen. O! Richard hatte Recht. Wie durfte ich, der noch für sich selber nichts war, ein anderes Leben an mich knüpfen!

Ich danke Euch viel tausendmal für alle Liebe, alle Güte, die Ihr mir, dem Unwürdigen, geschenkt und die Ihr Martella erweist, die ihrer würdig sein wird.

Ich bitte meine Geschwister um Verzeihung für das Schwere, was ich ja jedem von ihnen angethan.

Trauert nicht mehr um mich. Ich finde den Weg zur Sühne. So freut Euch, nein! nicht freut Euch — getröstet Euch des bis in den Tod Eurer gedenkenden

Ernst."

Viertes Kapitel.

„Vater! ich habe noch nicht davon reden wollen; aber ich muß dir's jetzt doch sagen!“ begann Ludwig eines Tages.

„Was? Um Gotteswillen! was kann denn noch geschehen sein?“

„Nichts Böses. Im Gegentheil. Ich bin entschlossen, hier zu bleiben. Ich hab' dir's erst nach dem Friedensschluß sagen wollen; aber ich meine, es thut dir jetzt am besten.“

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zum Aufschub einer Entscheidung zu mahnen. Aber er erwiderte einfach: „Ich habe Alles überlegt. Was ein Mensch in der Welt auch thue, und sei es noch so groß und weit wirkend, — hat er nicht seine volle Pflicht gegen seine Eltern erfüllt, so ist alles Andere hinfällig. Ich bleibe bei dir, und dem öffentlichen

Leben gehört nur so viel von meinem Dasein, als du davon entbehren kannst."

Und das war mein herber, harter, in Amerika herumgeworfener Sohn!

Ich fragte, ob er seiner Frau schon Mittheilung davon gemacht. Er erwiderte: es sei gar keine Frage, daß sie ihm zustimme, weil sie eben einfach und freudig sich füge, sobald er sage, er finde es zu seinem Besten.

Conny kam und nachdem sie sofort zugestimmt zu bleiben, erzählte sie, daß ihr Vater ihr einmal prophezeit habe, sie würde nach Europa zurückkommen. In diesen Tagen sei sie besonders glücklich; denn wenn es wahr wäre, daß ein deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze errichtet würde, so sei ja das Lebensideal ihres Vaters, für das er in die Verbannung gegangen war, erfüllt.

Während wir so unsere Blicke auf kampfvolle Vergangenheit und friedliche Zukunft richteten, durchzuckte es uns immer wieder, daß gerade jetzt die Unseren sich wie eine Riesenmauer gegen den vordringenden Bourbaki stemmten.

Ludwig erzählte mir, daß er mit Freunden eine gemeinnützige Baugesellschaft zu gründen im Begriffe

sei; er habe Anknüpfungspunkte bei ehemaligen Turngenossen gefunden, und es liege in ihrer Absicht, große industrielle Unternehmungen auf das Land zu verlegen, um durch leichtere Ansiedelung und Erwerbsfähigkeit auf dem Lande die bedrohliche Ueberschwemmung der großen Städte zu verhindern. Er wolle die Bautischlerei in das Eigenthum der Gesellschaft übergeben und dieselbe vergrößern.

Martha, die bei ihrer Mutter in der Stadt geblieben war, sandte uns einen Brief von Julius. Er schrieb von dem großen Ausfall vor Paris und welche schwere Opfer dieser auf unserer Seite noch gefordert. Er war so glücklich gewesen, seine Tapferkeit bewähren zu können, und hatte vor der Front das eiserne Kreuz erster Klasse erhalten.

Frau von Rontheim bat, daß ich mich bereit halte, in den nächsten Tagen nach der Stadt zu kommen.

Es war gegen Abend, da erscholl großer Jubel im Dorfe. Alles lief zusammen und man hörte laut rufen: „Der Rothfuß ist wieder da.“

Rothfuß kam. Er hatte zwei Pferde vor seinen Wagen gespannt und zwei hinten angebunden.

„Ich bringe vier gefangene Franzosen,“ rief er, „ich habe sie redlich gekauft; freilich habe ich nur die Haut bezahlt, sie sind auch nicht viel mehr als Haut. In acht Tagen aber füttre ich vier frische Gäule in die Haut hinein. Wenn die das Futter von unseren Waldbergen fressen, werden sie denken: Herr Gott! was für ein schönes Land ist das Deutschland, da füttert man den Gäulen lauter Würzkräuter.“

Rothfuß brachte darauf die große Kunde, daß unsere deutschen Truppen den Bourbaki mit den Seinen an die Wand gedrückt hätten, wie bei Raufhändeln im Wirthshaus.

Wir verstanden nicht recht, was er eigentlich meinte. Da brachte Joseph die Zeitung; das Elsaß war frei, und Josephs Freude über das Allgemeine wurde noch durch die Gewißheit erhöht, daß der große Holzvorrath im Hagenauer Walde nun gesichert war.

Wir lasen von den drei Tagen vor Belfort, von denen die Weltgeschichte rühmend sprechen wird, so lange die Menschen für Ruhm und Ausdauer Gedächtniß haben; der Name des Obersten leuchtete oft daraus hervor.

Meine Tochter Johanna kam heim, um einige Tage bei uns auszuruhen. Sie war trotz der großen Strapazen, die sie ertragen hatte, stärker geworden und sah heiterer aus. Sie wollte uns eine gute Nachricht selber überbringen. Ihre Tochter hatte sich mit einem Gutsbesitzer verlobt, dem der rechte Arm abgenommen worden war. Christiana hatte ihn treulich gepflegt und liebte ihn, und Johanna hat Recht: sie wird ihn immer um so mehr lieben, je mehr sie ihn pflegen kann; sie ist die rechte Gattin für einen Invaliden.

Schon am nächsten Tage hatten wir im Dorfe einen Siegeseinzug. Karl war geheilt, er mußte nur noch seinen linken Arm in der Binde tragen, Rothfuß spannte seine vier Bourbaki's an — sie waren freilich dürr, aber lebhaft — und holte Karl und seine Mutter vierspännig ein, drunten an der Sägemühle setzte sich Marie zu Karl und fuhr mit ihm in's Dorf.

Rothfuß hielt vor dem Haus des Wiesenbauern. Dort zeigte sich Niemand, aber Alles rief: „Wiesenbauer, hoch!"

„Der alte Wiesenbauer, müßt ihr rufen," commandirte Rothfuß; „denn da der Karl, der ist jetzt der

junge. Wiesenbauer, komm' heraus! Napoleon hat sich auch müssen absetzen lassen. Ueberreiche deinen Dreschflegel dem Sieger Karl!"

Endlich öffnete sich die Thür, der alte Wiesenbauer kam und hieß Karl willkommen. Der Jubel im Dorfe wollte gar nicht enden: Der Felsenspinnerin Karl wird Wiesenbauer! Nun ist Alles auf der Welt möglich. Nun giebt's gar kein Wunder mehr.

„Habt ihr Nachricht von meiner treuen Pflegerin, von der Frau Rittmeister?" fragte Karl, als er bei uns eintrat, und die Alte, die doch nichts gehört hatte, fragte ebenfalls: „Wie geht's denn der großen Frau?"

Wie angerufen kam jetzt grade ein Brief von ihr.

Fünftes Kapitel.

Annette schrieb:

Welches Glück ist es mir, Ihnen zu schreiben! Es ist ja das erstemal, daß ich als wirkliche und wahrhaftige Tochter an Sie schreibe. Erinnern Sie sich noch, wie Sie es verübelten, als ich Sie damals Erzvater nannte? Sie hatten Recht; denn es war auch einer meiner Fehler, solch ein zugespitztes Wort zu lieben; ich genoß es als eine besondere Delicatesse.

Das Geistreiche war mein und unser Aller Unglück. Jetzt bin ich nichts als eine stille Ameise, die am Baum hinaufkriecht und ihre Tannennadel trägt, eine Ameise unter Tausenden. Das ist mein neugewonnenes Glück, ich will nichts mehr für mich sein.

Ich muß Ihnen eine Stelle aus dem Briefe Richard's abschreiben; das Schönste, Liebste kann ich Ihnen freilich nicht mittheilen.

Er schreibt:

„Bisher war unser Unglück, daß Jeder glaubte, er sei nichts, wenn er nicht etwas Besonderes ist, weil eben das Ganze nichts galt; Deutschland war wie ein gebildeter Jude, der immer aushorcht, von Anderen zu erfahren: wie siehst du mich an? was hältst du von mir? du selbst" — aber da lobt er mich, und nun ist's genug.

Eine große Freude hatte ich, daß Johanna mehrere Tage bei uns im Lazareth war und die gemeinsame Arbeit uns tieferes Verständniß gab. Sie hat von anderer Seite als ich Erfahrungen und Einsichten gewonnen und behauptet, die Natur sei besser als das, was wir Grundsätze nennen; das können wir gelten lassen, hüben und drüben. Sie erkennt an, daß auch die Ungläubigen, wie sie uns nennt, der vollen Tugendübung fähig sind. Dieser Krieg hat uns alle gelehrt, nicht nach Dogmen zu fragen, sondern nach dem, was Jeder thut.

Ich kann heute kaum einen Brief in eigenem Namen mehr schreiben; es war allgemeiner Brieftag, ich saß stundenlang am Bette der Kranken und schrieb Wort für Wort nach, was sie mir sprachen. Auch für den französischen Offizier, dessen Sie sich erinnern, habe ich geschrieben. O, in welche vielfältige Verhältnisse habe ich hineingeschaut und hineingesprochen! Es ist so viel wundersame verborgene Schönheit in der Welt, und jedes Volk und jeder Stand hat daran sein besonderes Theil.

Zu zwei Briefen habe ich eben Nachschriften hinzufügen müssen, in denen ich den Tod der Verwundeten anzeigte; der Eine war der Sohn angesehener Eltern, der Andere war selber Haupt einer Familie und hinterläßt vier Kinder.

(Nachts 12 Uhr.)

Ich habe nicht weiter schreiben können. Jetzt ist es still, ich will nicht schlafen, bevor ich meine Pflicht gegen Sie gethan; ich finde es unberechtigt, daß man mit gesundem Leibe sagen soll: ich kann nicht. Darum schreibe ich weiter. Ich meine, die

Mutter sitzt neben mir und spricht: erzähle nur Alles! mein Mann ist so, daß die volle Wahrheit ihn auch von allem Schrecken befreit. Also von Martella muß ich Ihnen erzählen.

(Am andern Tage.)

Eben indem ich gestern Nacht diese Worte schrieb, kam Wolfgang; er erzählte mir, daß er Ihnen selber Alles berichtet habe.

Ich darf nun wieder von uns sprechen. Richard hatte mir geschrieben: Erinnere dich, daß du mir einmal gesagt, du zögest mit mir in die weite Welt; das kann zur Wirklichkeit werden. Durch mancherlei Bethätigung, die ich hier zur Zufriedenheit ausführen konnte, ist mir das Anerbieten geworden, mich im auswärtigen Dienst verwenden zu lassen, und es kann wol sein, daß wir unser gemeinsames Leben in der neuen Welt beginnen. Ich verlasse meine stille Studirstube, oder vielmehr, ich kehre nicht mehr in sie zurück; ich wirke auf die Zeitgeschichte, und du mein starkes und schönes Weib, wirst in den höchsten Kreisen Bewunderung und Verehrung genießen. Es ist mir ein Stolz, dich auf die Spitzen des Lebens zu stellen,

und auch aus diesem Betracht gebe ich gern den stillen Frieden meiner einsamen Studien und die vielen Plane für umfassende wissenschaftliche Arbeiten zunächst auf.

Was ich Richard darauf geschrieben, möge Ihnen seine Antwort zeigen, die ich ohne conventionelle Bescheidenheit abschreibe:

„Tausendfach möchte ich deine Hände küssen und dich an's Herz drücken. Du bist mein guter Genius. Verzeih jeden widrigen Gedanken, den ich in meiner wirren Vergangenheit im Kampfe mit mir gegen dich hegte. Meine Mutter kannte dich damals schon besser, als ich; ihr Segen ruht auf dir. Du hast mich befreit und mir selbst wiedergegeben; ich empfange mich gern aus deinen lieben Händen.

Wie schalkhaft und treffend ist deine Darstellung von den Nichtigkeiten des diplomatischen Lebens, die du damals in Paris bei deiner Schwägerin, der Frau unseres Gesandten, wahrgenommen.

Du verzeihst mir's mit Heiterkeit, daß ich etwas eifersüchtig auf den Adelstitel war und geglaubt hatte, es könnte dir leid sein, nun wieder bürgerlich genannt zu werden; ich danke dir, daß du

mich so heiter darüber schiltst. Aber ich schelte mich sehr traurig darüber, daß ich nur eine Secunde diesen Gedanken haben konnte.

O, wie Recht hast du! Ich darf meinem innersten Berufe nicht abtrünnig werden. Das Wort des Evangeliums, das du mir zurufst, hat mich getroffen: ja, ich würde Schaden leiden an meiner Seele.

Nun ist's wieder hell und frei in mir und um mich her. Es ist beschlossen; ich bleibe auf meiner graden Linie. Ich bin zum Gelehrten geboren und gebildet. Dir ist klar, was ich dir und mir nicht offen gestehen konnte: der äußere Glanz des Lebens lockte mich, und er reizte mich für dich. Ich wollte dich schmücken. Ich dachte mir dich mit deiner majestätischen Gestalt so gern in großen Gesellschaftskreisen wirkend; aber du bist größer, bist reiner und freier als ich. Ich fühle mich in deinem Herzen geborgen, mein herrliches, hohes Weib; du willst nicht glänzen, du willst mir leben, und ich soll mir leben. Es ist entschieden; ich bin nun gefeit gegen jegliche Versuchung. Ich bleibe meinem Berufe, bleibe dein und mein eigen."

Ich habe Ihnen nun Alles erzählt.

Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo das Grausen-

hafte, dies Sterben und Morden, uns nur noch wie ein schattenhafter Traum in der Erinnerung ist. Es muß doch endlich Friede werden, und der Friede bringt Ihnen heim Ihre glückliche Tochter

Annette.

Sechstes Kapitel.

Noch am selben Tage war ein Bote von der Regierungsräthin gekommen mich zu rufen. Ich fuhr mit Joseph und Ludwig nach der Stadt. Schon von ferne hörten wir Böllerschüsse, und bei der neuen Sägemühle rief mir der allzeit vaterländisch treugesinnte Holzhändler Schwarzenberg zu: „Wir haben einen Kaiser. In Versailles ist er ausgerufen.“

Es mußte so kommen. Die Errichtung des deutschen Reiches konnte nicht ohne die Weihe großer Kriegsthaten vollzogen werden.

Ludwig war unzufrieden, daß diese Feier auf einen preußischen Erinnerungstag gelegt wurde. Er gab mir aber, wie es schien bekehrt, zu, daß die

Geschichte Preußens nun in die Deutschlands einmünde, und daß es eine wohl zu billigende Pietät sei, einen Familienerinnerungstag zu noch höherer Bedeutung zu erheben.

Ihr glücklichen Nachkommen, die ihr nicht mehr wissen und verstehen könnt, wie uns gewesen war. Wir hatten den Gedanken an das Vaterland, an das einige Deutschland um so tiefer im Herzen getragen, je weniger wir es draußen verkörpert sahen. Unsre Vaterlandsliebe war ein religiöses Martyrium. Das Vaterland erwiderte unsre Liebe nicht, ja, es vergalt sie mit Haß und Verfolgung von oben und oft mit Lässigkeit und Spott von unten. Und doch hatten wir seit länger als fünfzig Jahren treu und fest gehalten ohne Erwartung einer Vergeltung.

In der Stadt waren alle Häuser beflaggt und die Glocken läuteten.

Die Regierungsräthin kam uns auf der Treppe entgegen und rief: „Willkommen Urgroßvater! Martha hat einen Sohn geboren.“

Wie kann ich sagen, was mir das Herz bewegte! Mein Vaterland einig unter einem starken, siegreichen Haupte, und am selben Tage mir ein Ur-

enkel geboren! Wie verdiene ich all das unsägliche Glück!

Ich durfte Martha eine Minute sprechen, durfte meinen Urenkel auf den Arm nehmen. Er schlug die Augen auf und Martha rief: „Nicht wahr? er hat die Augen der Großmutter? Und damals in Straßburg hat Julius den Namen Erwin bestimmt.“

Die Regierungsräthin gebot ihr Ruhe und setzte hinzu: „Du kannst vollkommen glücklich sein. Aller Kampf ist zu Ende und dein Mann kehrt hochgeehrt heim. Halte dich still beseligt in dir, wie wir Alle beseligt sind. Und nun schlafe! Wenn man recht will, kann man auch schlafen.“

Ich mußte das Zimmer verlassen, und nach einer Weile kam die neue Großmutter und sagte mir, Martha schliefe ruhig.

Ich blieb in der Stadt. Auch der Großvater Regierungsrath kam auf einen Tag und sagte mir, er stimme Julius bei, der nach solcher Bewährung und mit solchen Auszeichnungen im Soldatenstand verbleiben wolle.

Ich hatte das dritte Geschlecht vor Augen gesehen, ich sollte die Aufrichtung des deutschen

Reiches, den Traum meiner Jugend verwirklicht sehen, und die Meinigen hatten redlich dafür mitgekämpft.

Es soll aber nichts rein und voll sein; kein Baum im Walde hat seinen ungestörten Aufwuchs, es kommt ein Rabe, setzt sich auf seine Spitze und krümmt den Schoß am Stamm.

Ja, es kam ein Unglücksrabe.

Ein Brief von Annette meldete in kurzen, hastigen Worten, daß Richard verschwunden und wahrscheinlich in die Hände der Franctireurs gefallen sei. Noch sei Hoffnung, daß er lebe. Sie reise mit Wolfgang ab, um ihn aufzusuchen. Wolfgang, als amerikanischer Bürger, komme überall durch.

Sie verlangte, daß auch wir Alles in Bewegung setzen, um Richard zu retten. In einer Nachschrift erinnerte sie mich an einen verwundeten französischen Offizier, den sie gepflegt hatte, als ich den Oberst aufsuchte, und wie wunderbar sich alles Gute lohne. Der Offizier habe ihr einen Geleitschein gegeben, von dem sie den besten Erfolg hoffe.

Ludwig war keine Sekunde zaghaft wegen der Gefahr, in die sich sein einziger Sohn begeben. Er war voll Vertrauen in die Umsicht und Entschieden-

heit Wolfgangs, und es klang die Zuversicht aus seinen Worten, daß sich Wolfgang bewähren werde.

Ich glaube, daß es ihm mit dieser Zuversicht Ernst war. Ich glaube aber auch, daß er mich über die erste Erschütterung wegen der Gefahr, in der Richard stand, hinwegheben wollte.

Ich räthselte darüber, wie es möglich sei, daß Richard, der doch nicht zu den Kämpfenden gehörte, von den Feinden aufgehoben worden.

Aber Ludwig schnitt mir diese Grübeleien ab, indem er sagte: „Vater, reisest du mit nach der Residenz? Ich will zu unserm Gesandten. Er muß mir jeden Beistand leisten."

In der Hauptstadt hörten wir alle Glocken läuten, und am Bahnhofe wurde ein Extrablatt ausgerufen, die Kaiserproklamation verkündend.

In einer Gruppe auf der Straße stand ein Mann und las die Worte des Kaisers vor. Ich erkannte ihn, es war Lödinger. Seine Stimme zitterte, und als er geendet und die Menge mit Hochrufen durch die Straße zog, sah er mich und umarmte mich innig. „Was haben wir erlebt!" rief er. „Nun können wir sterben. Aber was ist dir? warum jubelst du nicht mit uns?"

Ich erzählte ihm kurz von der Gefangennehmung meines Sohnes, und wie wir noch Schlimmeres fürchten müßten.

Ludwig ging sofort zu seinem Gesandten, und ich nach dem Schlosse, um den Fürsten zu sprechen, der gewiß für die Rettung meines Sohnes sich verwenden würde.

Im Schloß war große Bewegung. Es hieß: man könne jetzt dem Fürsten keine Meldung machen; er präsidire einer Sitzung des Geheimraths.

Ich mußte lange warten. Auf der Straße dauerte der Jubel fort; er drang nur von ferne hier heran. Die ganze Stadt war erleuchtet.

Endlich wurde mir gesagt, daß der Fürst mich heute nicht mehr sprechen könne; ich solle mein Anliegen dem Direktor des Kabinets vortragen. Dieser war ein Verwandter meines Schwiegersohnes und mir freundlich gesinnt. Er sagte, daß von hier aus nichts Ausreichendes geschehen könne; das sei nun Sache der kaiserlichen Regierung. Ich solle mich an den preußischen Gesandten wenden, an welchen er mir einige Zeilen mitgab.

Ich erschien mir wie ein Bettler, der von Haus zu Haus geschickt wird.

In der preußischen Gesandtschaft wurde ich benachrichtigt, daß der amerikanische Gesandte zu einer Conferenz anwesend sei und noch ein Fremder mit ihm.

Ich traf hier Ludwig mit den beiden Gesandten. Alle nothwendigen Schritte waren bereits verabredet und alsbald gingen Depeschen nach dem Hauptquartier in Versailles.

Im Wagen des amerikanischen Gesandten fuhren wir nach dem Bahnhof, und Ludwig reiste sofort nach Frankreich ab.

Ich ging zu Bertha, und trotz des neuen Leides, das auf mich hereinstürmte, ward es mir wohl bei ihren Kindern. Victor sah stattlich aus in der Kadettenuniform.

Bertha kam mir mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief: „Vater, es wird bald Friede, und er ist nun der Nächste zum General."

Es war nicht der kleinste Theil meines Schmerzes, daß ich Bertha von der schweren Sorge um Richard erzählen mußte. In der Freudigkeit ihres Herzens hielt sie das Ganze für eine übertriebene Aengstlichkeit Annettens. Denn das Menschenherz ist eigensüchtig; es will in solchen Momenten von

fremdem Leid nichts wissen und sträubt sich, daran zu glauben.

Diese volle Freude einer liebenden, stolzen Gattin mußte ich zerstören, und als Bertha nun auch von schwerer Besorgniß erfüllt war, beklagte sie mehr noch Annette als den Bruder. Daß Annette, die so gut und so aufopfernd war, immer wieder in Leid versinken mußte, war ihr besonders schwer. Sie glaubte, Richard habe Annette schon geliebt, ehe ihr Mann gefallen, und in seiner Kasteiung und Strenge gegen sich sei er so bitter gegen sie gewesen und habe sich gewehrt, der Liebe zu der Frau nachzugeben, auf der seine Augen mit Wohlgefallen geruht, als dies Wohlgefallen noch Sünde war.

Und wieder in ihrer freudigen Stimmung und Spannkraft gewann sie die Zuversicht, daß Richard bald gefunden und gerettet sein müsse. Richard sei immer ein Glückskind gewesen. Sie erzählte aus der Kindheit, wie Richard, als ich einmal auf dem Floß mit den Flözern thalab fuhr, am Ufer stand und Vater rufend ohne Weiteres in den Bach hinein lief, daß ihm das Wasser bis an das Kinn ging. Balbina sprang ihm nach und rettete ihn, und als er wieder

am Ufer war, lachte er. Er hatte von Gefahr und Schreck gar kein Bewußtsein gehabt.

So erzählte mir Bertha, und ich ward ruhiger, und als sie halb fragend ihre Zuversicht aussprach, daß wir nun keinen Krieg mehr erleben werden, stimmte ich ihr zu.

Siebentes Kapitel.

Es war gut, daß ich in die Hauptstadt gekommen. Das Abgeordnetenhaus war zusammenberufen, um über die neue Reichsverfassung oder vielmehr über den Eintritt in die Verfassung des norddeutschen Bundes zu berathen.

Ich hörte die Reden kaum und hatte nicht die Kraft, selber das Wort zu nehmen.

Als endlich abgestimmt wurde, kostete es mich einen harten Kampf, mein Ja auszusprechen. Bei aller Freude, daß nun ein einiges Deutschland geschaffen, hatte ich doch zu lange an Aufrichtung der deutschen Grundrechte mitgearbeitet und konnte mich schwer darein finden, daß diese nicht als Gesetz ausgesprochen werden sollten.

Wahrhaft erschütternd war mir das Wort des alten treuen Genossen Lödinger: „Ich fürchte, ich

fürchte, die neue deutsche Verfassung trägt die Spuren davon, daß diese Gestaltung des Vaterlandes nicht aus der Initiative des Volkes hervorgegangen."

Es kam Nachricht von Annette und Wolfgang; sie glaubten eine Spur Richards entdeckt zu haben. Er war lange im Lande umhergeschleppt und dann nach einer der hyerischen Inseln geführt worden.

Jetzt erst erfuhr ich Näheres. Richard hatte sich verleiten lassen, die von uns besetzte Linie des Feindeslandes zu überschreiten, um historischen Lokalstudien nachzugehen, und hier war er von Franctireurs aufgehoben worden, die ihn für einen Spion hielten und erschießen wollten. Nur der Einspruch eines Mannes, der in Richards Tagebuche zu lesen verstand, rettete ihn vom sofortigen Tode; man hoffte mehr von ihm zu erfahren.

Das war Alles, was Neffe und Braut in Erfahrung bringen konnten, bis Ludwig ankam, der sofort Wolfgang heimschickte und mit Annette weiterreiste.

Sie wurden manchmal irregeführt und ihnen Gefangene gezeigt, die sie nicht kannten. Sie hätten denselben gern Trost über die weiteren Fortschritte des Sieges gegeben, aber sie durften es nicht wagen.

Ludwig legte seinen Briefen genaue Anweisungen über die Weiterführung der Bautischlerei bei. Wir konnten jetzt in voller Sicherheit die Arbeit lebhaft fortführen; denn das ganze Bourbaki'sche Heer war in die Schweiz getrieben und entwaffnet worden.

Ich hatte keine Ruhe mehr in der Hauptstadt und reiste heimwärts. Unterwegs traf ich den Baron Arven, der schwer krank aus dem Felde zurückkehrte und in seinem Hause seine Gesundheit wiederherzustellen hoffte.

Ich begleitete ihn, und es war mir ein Trost, ihm in der Oede seines Hauses Gesellschaft zu leisten; seine Frau war in Rom, seine beiden Söhne noch im Felde.

„Ich sterbe doch daheim," wiederholte er stets bei allen Tröstungen, und unser trefflicher Arzt machte mich auf das Aeußerste gefaßt. Ich war bei Arven in seiner letzten Stunde, ich war dabei, als er in der Familiengruft beigesetzt wurde; Joseph kam und holte mich.

Man wird in solchen Kriegszeiten stumpf gegen den Tod, und ich wurde bald wieder hinausgerufen in das öffentliche Leben.

Der Wahlkampf begann.

Rimminger, der ebenfalls zur Heilung eines Gliederschmerzes aus dem Felde heimgekehrt war, brachte mir die Zeitung, welche die Richtung unserer Partei vertrat, und darin wurde er, als ein verdienstlicher Mann und Sachkenner in militärischen Dingen für unsern Bezirk als Candidat zum Reichstage genannt. Ich gönnte ihm die Ehre und das Amt, es gab seinem Leben einen guten Inhalt; aber ich wußte nicht, daß er je politisch sich bethätigt oder überhaupt Verlangen gezeigt habe, es zu thun.

Auffällig war mir, daß in dem Artikel mit besonderm Nachdruck hervorgehoben wurde, er sei mein Freund und ein ehemaliger Kamerad meines Schwiegersohnes, der sich in den drei Schlachttagen gegen Bourbaki so sehr ausgezeichnet habe.

Woher kam dieser besondere Hinweis? Indeß, wenn er dem Manne nützte, war mir's lieb.

Er fragte mich, ob ich in einer Beziehung zu dieser Publikation stünde; er habe freilich nie an politische Wirksamkeit gedacht, aber wenn sie ihm angetragen würde, wolle er sich der Pflicht nicht entziehen.

Ich hörte, daß man mich oder Joseph für den Einsender hielt.

Wir fragten bei der Redaction an und erhielten die Antwort, daß mit dem Stempel unserer nächsten Briefablage und mit einer undeutlichen Unterschrift, die wohl die Josephs sein konnte, der Vorschlag eingesendet worden sei.

Joseph behauptete, Funk sei der Einsender. Ich glaubte es nicht, da das Ganze ohne ein gesteigertes Beiwort, das Funk nicht unterließ, abgefaßt war; denn er konnte sein besonderes Talent nie verleugnen, das darin bestand, geschrieben zu schreien.

Es ging ein so großer Zug durch alle Menschenherzen, und dabei hatte doch Kleinlichkeit, Hinterlist und Hetzerei noch nicht aufgehört. Aber, was thut's! Der Baum wächst, ob Ameisen und Käfer an ihm hinaufkriechen. Es kam bald ein zweiter Artikel in den Volksblättern, worin es hieß: jetzt habe der Kasernismus seine aufgepflanzten Batterieen demaskirt; aber noch sei das Volk wach, das Volk, das nicht zu dem Gotte bete, der Erfolg heiße, sondern seinen ewigen Idealen treu bleibe. Das Siegesgeschrei dürfe den Ruf nach Freiheit nicht übertönen. Noch ständen bewährte Kämpfer in unserer Mitte, noch habe unser Bezirk einen unabhängigen Mann von großem Grundbesitz, der müsse

Abgeordneter werden; da sollten dann die in Berlin sehen, welche schlichte, urkräftige Männer unser Land bebauen.

Joseph behauptete, die Volksblätter wollten mich auf ihre Seite bringen. Es kamen Anfragen verschiedenster Fassung in den Blättern, wer mit dem festen und gediegenen Manne gemeint sei, bis er endlich genannt wurde: es war der Schweizer-Schmalz. Wie bis vor Kurzem Süddeutschland allein das echte Deutschland, so sollte nun der Bauer allein das echte und wirkliche Volk sein. Heute der Bauer, morgen vielleicht der sogenannte Arbeiter. Die rothe Weste des Schweizer-Schmalz wurde mit Geschick als volksthümliche Fahne ausgehängt.

Joseph war voll Empörung, und ich drang in ihn, er solle selber die Candidatur annehmen. Er hatte Macht und Ansehen im Bezirke wie nicht leicht ein Anderer.

Ich kann viel Gutes von Joseph sagen, er wünscht, daß das Rechte für den Staat geschehe, aber er selber will bei seinem Geschäfte bleiben und hatte jetzt in der That schwere Lasten zu tragen; einen großen Trupp Waldarbeiter hatte er

aus Tyrol kommen lassen, und mußte mehrere neue Gespanne anschaffen.

Wir hörten, daß der Schweizer-Schmalz sich gegen die ihm zugemuthete Berufung gewehrt habe. Aber da er vernahm, daß die Wahl kein Geld koste, nur ein bischen Herablassung gegen Besitzlose, ein paar Fäßchen Bier und vor Allem Kraftworte gegen den Kasernismus, erklärte er sich bereit dazu. Er war schlau und offenherzig genug, einmal im Wirthshaus im Thale zu gestehen: wenn er durchfalle, sei es keine Schande, vielmehr eine Ehre; es heiße dann immer: „das ist der, der Reichstagsabgeordneter werden sollte; das ist ein Mann!"

Die Bewegung ging weiter, und tief traurig war es mir, daß die Reichsfeinde im Innern unsere Frankfurter Verfassung auf ihre Fahne schrieben; die müsse ohne Debatte angenommen werden. Was im Verneinungsfalle geschehen sollte, darüber ließen sie sich nicht aus und wußten doch so gut wie wir, daß die Annahme der 1848er Reichsverfassung unmöglich war. Aber es galt, Widerspruch zu erwecken und denselben mit einem Glorienschein zu umgeben.

Am letzten Februar erhielten wir die Nachricht,

daß die Friedenspräliminarien abgeschlossen seien, und unser deutscher Kaiser verkündet hatte: „Wir stehen am Ende dieses glorreichen, aber blutigen Krieges, der uns mit einer Frivolität ohne Gleichen aufgedrungen wurde."

Für uns Nachbarn vor Allem war es eine Freude ohne Gleichen, daß Elsaß-Lothringen wieder heimgebracht wurde, und als ich mit den Meinen davon sprach, sagte Rothfuß: „Jetzt weiß ich, wie's geworden. Die von Basel herunter am Rhein entlang wohnen, denen war's doch, wie wenn man im Winter im Bett liegt und hat eine zu schmale Decke. Wie man sich rührt, liegt man bloß und friert. Jetzt haben wir ein zweischläfriges Bett, jetzt können wir uns rühren; und da drüben stehen die Vogesen, das ist eine gute spanische Wand, da kommt kein Luftzug herüber."

Achtes Kapitel.

Es waren wieder Märztage wie vor 23 Jahren, aber wie anders jetzt! Wir standen auf dem Boden der realen Macht, die errungen war im Kampfe mit dem ruhelosen Nachbar.

Der Waffenstillstand mit dem Feinde draußen war abgeschlossen, aber dafür hatten wir mit den Widersachern im Innern beim Wahlkampf zu ringen.

Die besten Männer aus meinem Bezirke kamen und erklärten mir, welch ein falsches Spiel getrieben würde. Man werbe scheinbar für den Schweizer-Schmalz, der noch nicht so schlimm wäre; aber bei der Entscheidung wolle man ihn fallen lassen und die Stimmen Funk zuwenden, der im Kriege sich ein namhaftes Vermögen erworben habe.

Die Männer sprachen mir zu, und der Holzhändler

Schwarzenberg unter ihnen nicht am mindesten, ich müsse mich als Candidat aufstellen lassen. Niemand im Bezirke sei so berechtigt und verpflichtet als ich, der ich die mühevolle und vergebliche Arbeit in Frankfurt mitgetragen habe. Nur wenn man mich aufstelle, sei es möglich, ja fast sicher, daß die Funk'sche Partei unterliege. Schwarzenberg war selbst Mitglied des Zollparlaments gewesen, konnte aber aus Familienrücksichten kein Mandat mehr annehmen.

Ich erklärte den Männern, in welchem Leid ich stehe; ich sei alt und zu so großer Aufgabe nun gar nicht fähig.

Da sagte der Bürgermeister von Kaltenbach, ein ruhiger, gediegener Mann: ich könne mein Leid am besten vergessen oder verwinden, wenn ich mich dem großen Ganzen widme. Ich hätte ja oft gesagt, man müsse die häuslichen Sorgen in der Thätigkeit für das Vaterland überwinden. Ich solle bedenken, was aus uns Deutschen werde, wenn wiederum kein rechtes Einheitsleben zu Stande käme. Die in Frankreich Gefallenen wären dann nicht der Ehre, sondern der Schande gefallen.

Ich konnte trotzdem nicht zusagen und Joseph

fragte mich: „Wenn Richard gerettet ist, willigst du dann ein?“

„Ich bin kein Mann, der Gelübde thut.“

„Ich meine es nicht so. Würdest du dein Gemüth dann frei genug fühlen?“

Ich bat mir Bedenkzeit aus. Am andern Abend sollte eine Wählerversammlung abgehalten werden. Ich war allein in schweren Gedanken. Aber bald kam ein treuer, aufrichtender Genosse zu mir. Es traf ein Brief ein, dessen Handschrift ich nicht kannte; aber als ich ihn erbrochen hatte und die Unterschrift las, war mir's, als hörte ich eine herzgetreue Stimme: es war ein Brief von Doctor Wilhelmi aus Berlin.

Durch Ludwig wußte ich, daß er schon seit Jahren zurückgekehrt sei, und hatte von seinem Wirken mit innerster Erquickung vernommen, ihm auch oft einen Zuruf geben wollen, war aber nicht dazu gekommen. Jetzt schrieb er:

„Glück auf! rufe ich dir zu in deinen Wald hinein. Laß dir erzählen.

Meine Frau ist Tag und Nacht mit anderen Frauen eifrig beschäftigt, den Truppen auf den Bahnhöfen und vor Allem den Kranken und Ver-

wundeten Labung zu reichen. Nun kam noch in diesen Tagen ein großer Trupp Gefangener und dabei einer deiner Landsleute als Geleitsmann. Meine Frau erkannte das sofort bei seinen ersten Worten, und sie fragte ihn nach dir. Der Mann war Waldknecht in deiner Nähe bei einem mürrischen Förster gewesen, und du kannst dir denken, wie es uns eine Freude war, von dir zu hören. Ich habe seit Jahren deinen Namen oft gelesen und dir immer schreiben wollen; jetzt war uns ein Waldbote von dir gesendet.

Wir haben deinen Landsmann in Quartier genommen. Er wird wahrhaft verzogen von allen unseren Bekannten; denn die schwäbische Sprache findet der Berliner „reizend" und „entzückend", und dein Landsmann ist ein Schelm, er schmälzt seine Spätzle doppelt, er überschwäbelt noch den Schwaben, und wenn man seine Tapferkeit lobt — er ist hoch decorirt — ist er so gnädig, einzugestehen: wir haben nicht Alles gethan, die Preußen haben sich auch ganz ordentlich aufgeführt.

Ganz ordentlich — du weißt ja, das ist das höchste Lob, welches Ihr spendet.

Wenn der Mann heimkommt, wird er er-

zählen, daß die Berliner lauter Engel seien. Ich verlasse mich darauf, daß du sie auch bald kennen lernst.

Wie geht's deinen Kindern? Deiner Tochter, die damals in Straßburg bei dir war?

Wie ich höre, ist Ludwig bei dir. Sag' ihm, er soll bleiben; wir bedürfen solcher Männer wie er.

Was ist aus dem schönen Knaben geworden, dem Liebling Arndts, der bei uns in Frankfurt war? und was aus dem jungen Studenten, der uns damals besuchte?

Schreib' mir, oder besser, komm bald hierher! Wir bedürfen der alten Bauleute zum Aufbau des neuen Reiches."

Eine Nachschrift der Frau lautete:

„Wenn Sie hierher kommen, müssen Sie bei uns wohnen."

Joseph meinte, es wäre das Beste, um Ludwig sicher festzuhalten, wenn man ihn zum Reichstags-abgeordneten wählte. Er hatte sich bereits bei dem Rechtsanwalt im Städtchen erkundigt und erfahren, daß Ludwig allerdings noch nicht lange genug in Deutschland lebe, um wählbar zu sein; aber in Betracht der außerordentlichen Zeiten werde der

Reichstag bei der Wahlprüfung sich wahrscheinlich für Zulassung entscheiden.

Die Sache wurde im Wahlausschusse vorgebracht, drang aber nicht durch, da, wenn zum zweiten Mal gewählt werden müsse, wir der Stimmen weniger sicher seien; die Leute auf dem Lande geben nur schwer einen Arbeitstag her, und nur jetzt dürften wir auf die höhere Stimmung in allen Gemüthern rechnen.

Ich erklärte mich nun zur Annahme bereit.

Von den Wahlkämpfen will ich nicht berichten; nur das soll nicht vergessen sein, daß wir zum ersten Mal die neue kirchliche Partei zu bekämpfen hatten.

Ich spreche nicht gern von den kirchlichen Verhetzungen. Frankreich war besiegt, und Frankreich war der Hort der päpstlichen Macht. Durch unsern Sieg war der König von Italien in Rom eingezogen. Nun wurde der klug verhüllte Gegenkampf in unserm Vaterlande selbst versucht. Ein Domdechant vom Bischofssitze reiste durch unsere Landschaft und hielt geheime Conferenzen mit den Pfarrern, um sie zur Stimmenwerbung für einen Vorkämpfer, der sich durch eine derbe Sprache bekannt gemacht hatte, anzuregen.

Joseph erfährt Alles, und so wurde ihm auch berichtet, daß der niedere Clerus vaterländisch gesinnt sei, aber keinen offenen Widerspruch wage. Davon gab es ein lustiges Stücklein zu erzählen.

Der Dombechant fragt den bequemlich lebenden, blöd-schlauen Pfarrer von Rottenhöh: „Nun, Herr Pfarrer, wie steht's in Ihrem Dorf? Was werden, was können Sie thun?"

„Bei mir geschieht Alles, was das hochwürdige Ordinariat befiehlt."

Der Hochwürdige mag sich drehen und wenden, wie er will, der Pfarrer will nicht verstehen, daß man keinen ausdrücklichen Befehl geben wolle, und die Anderen, die hören, wie er zur Willfährigkeit gebracht werden soll, aber immer auf seinem Spruche bleibt, beißen sich vor Lachen auf die Zunge. —

Es war am ersten Sonntag nach Ostern, an einem hellen Frühlingstage, als meine Freunde mich zur öffentlichen Wahlversammlung abholten.

Rothfuß ging mit Karl, dem jungen Wiesenbauern, zur Wahl und sagte: „Ja, Karl, du hast's gut, du kommst in jungen Jahren dazu; ich werde erst jetzt zum ersten Mal gefragt, was ich dem Kaiser durch unsern Mann zu sagen habe. Aber schön ist's,

und gib Acht! vor der Wahl trinken wir nur einen einzigen Schoppen, keinen Tropfen mehr."

Daneben fluchte er über die Arbeiter in der Bautischlerei, die sich von Funk hatten wild machen lassen. Er behauptete, sie seien im Stande, einem Andern als mir ihre Stimme zu geben. Karl bestätigte, daß seine beiden Brüder, die, aus dem Elsaß vertrieben, nun auch in der Bautischlerei arbeiteten, allerdings offen gesagt hätten, sie gäben Funk ihre Stimme.

In der Wahlversammlung kam es, wie Joseph vorausgesagt. Der Schweizer-Schmalz trat auf und erklärte, daß ein Mann wie er von einem so großen Anwesen hinweg nicht nach Berlin könne; man solle daher die ihm zugewendeten Stimmen dem unerschrockenen Volksmanne Funk geben.

Nun aber trat etwas Ueberraschendes ein. Funk betrat die Tribüne. Er legte dar, daß eine Verfassung ohne Grundrechte ein Spott sei, und es schnitt mir in die Seele, da er es wagte hinzuzufügen: „Wir halten die alte deutsche Fahne mit den heiligen Farben, die Fahne der Freiheit makellos und lassen uns nicht umfärben." Schließlich rief er: „Ich beschwöre euch, jetzt mich nicht zu

berufen. Es wird die Zeit kommen, wo man uns wird rufen müssen, um die Freiheit zu retten. Jetzt ist die Zeit noch nicht. Jetzt sollen die Preußlinge die Reichsbettelsuppe mit Kaiserknödeln, die ihnen in der Pickelhaube vorgesetzt wird, allein aufessen. Ich danke," rief er, als das hierauf entstandene Johlen sich gelegt hatte, „für die Ehre eurer Stimmen, die ich hochschätze; aber wir müssen warten. Warten wir!"

Joseph hielt mich ab, da ich hierauf antworten wollte. Er bestieg die Tribüne und erklärte, Herr Funk verdiene alles Lob für seine Gescheidtheit; er wisse, daß er nicht durchkomme, darum danke er ab und wolle sich für eine künftige Zeit aufsparen.

„Herr Funk wartet, wir warten auch," schloß er.

Ich wurde mit großer Mehrheit gewählt, und jener Gang heimwärts, umgeben von meinen Wählern, war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens, sie war noch gehobener, als jene, da ich um diese Zeit vor dreiundzwanzig Jahren nach Frankfurt gewählt war, — und ich vergaß das Bangen um Richard.

Als ich an der Eisenbahn von Rothfuß Abschied nahm, hielt er meine Hand lange fest und sagte:

„O, Herr! wenn's nur nicht so weit wäre nach dem Berlin! Sie hätten mich doch mitnehmen sollen. Nun lassen Sie sich's recht wohl sein, recht wohl! Und ... trinken Sie kein Wasser. Der Willem sagt, es giebt in Berlin auch guten Wein."

Es schwamm ein feuchter Glanz in seinen Augen, und der Abschied von dem treuen Genossen griff mich auch seltsam an; er war noch nie so ängstlich und besorgt um mich gewesen.

Manche Befreundete sagen mir: „Du wirst dich aufreiben in dieser neuen Thätigkeit."

Sei es! Ich bin dazu da, um verbraucht zu werden.

Neuntes Kapitel.

(In Berlin.)

Der alte Burschenschafter! Ja! Unsere heilig bewahrten Farben, die wir wie Amulete voll begeisternder Zauberkraft heimlich trugen und dafür litten, sind nicht die Fahne des neuen Reiches. Es that mir anfangs wehe; aber es ist vielleicht gut. Das Reich, das nun aufgerichtet wird, ist nicht ganz das, wovon wir sangen und träumten und wofür wir in Kerkern litten; aber es ist voll frischer, neuer Kraft, nur statt des poetischen goldenen Schimmers haben wir das einfache prosaische Weiß.

Ich bin im Grunde keine kampfesfrohe Natur und sehnte mich immer nach Zuständen, denen ich von Herzen zustimmen konnte. Ich fühle nun vor Allem das Glück, nicht mehr zu lebenslänglicher Opposition verurtheilt zu sein.

Auf dem Kreuzweg — es war kein geheimnißvoller, sondern einfach die Kreuzung der Eisenbahnen — sammelten wir uns, die wir erwählt waren. Unsere Mehrheit bestand aus reichstreuen Männern. Die Wenigen von der sogenannten fortgeschrittenen Partei und von den Ultramontanen betheuerten doch ihre Anhänglichkeit an das neugeeinte Vaterland.

Auch die alte treue Seele, Freund Lödinger ist gewählt. Er hat mit mir in Jena studirt, hat mit mir im Gefängniß gesessen, und ich bin im Abgeordnetenhause durch viele Jahre sein Nachbar gewesen.

„Wir Zwei sind gut mit einander eingefahren," sagte er und setzte sich zu mir, und die ganze Reise saßen wir, wie verabredet, immer nebeneinander.

Die Tage waren frühlingsfrisch, und obgleich uns Allen, wie ich glaube, eine feierliche Stimmung in der Seele war, wurden doch meist nur Scherze laut. Am lustigsten war nächst Baribal, Professor Rolunt, der Freund des Obersten, der, ehe er in's Militär eingetreten war, in Berlin studirt und sich hier, wie man sagt, den letzten Schliff geholt hat.

Es gab unterwegs viel fröhliche Hin- und Widerrede über berechtigte Eigenthümlichkeiten, und über den Fanatismus mit dem jede Landschaft glaubt, sie allein und ihre besondere Ausdrucksweise hege das grunddeutsche Gemüth.

Der Rechtsanwalt Offenheimer, der ebenfalls zum Reichstagsabgeordneten gewählt ist, sprach hierüber mit großer Eindringlichkeit, indem er ausführte, daß wir Süddeutschen das Monopol und die allein seligmachende Sprache der Gemüthlichkeit zu haben vermeinten. Wo es ein Vorurtheil zu bekämpfen giebt, wird Offenheimer immer besonders beredt. Er kennt Berlin und wohnt hier bei Verwandten unter den Linden.

Cato Debold, als eingefleischter Süddeutscher, fand es hart, daß das barsche norddeutsche Wesen nun zur Oberherrschaft kommen solle. Als er die ersten Windmühlen sah, spottete er über die norddeutsche Windbeutelei, und als der Professor hinzufügte, daß es in Norddeutschland keine Röhrbrunnen gebe, sondern nur Pumpbrunnen, war er ganz glücklich und rühmte die Quellenhaftigkeit unserer Heimath.

Rolunt ließ ihn ausreden, um ihm zu entgegnen,

daß die Norddeutschen in Ermangelung schnell-fließender Ströme die unsichtbare Macht, den Wind, einfangen, um für sie zu arbeiten, und daß das Wasser aus Pumpbrunnen so erfrischend sei, wie das aus Röhrbrunnen.

Dagegen zeigte Debold an der Bebauung des Bodens, daß durch dessen Theilung in kleine Güter Deutschland unterhalb der thüringer Berge ein ganz anderes, weit fortgeschrittenes sei gegen den Norden.

„Und so stehen wir auch in Gemeindefreiheit Norddeutschland weit voran und sollen uns nun Beschränkungen unterwerfen?"

Ich hatte nicht gewußt, daß noch so viel Widerstreit zwischen Nord und Süd in den Gemüthern haftet.

„Das wird sich ausgleichen. Die da droben werden geschmeidiger und wir werden schneidiger werden," schloß der Professor.

Auf manchen Anhaltepunkten hörten wir: „Das sind die süddeutschen Abgeordneten!"

Unsere Begrüßung war nicht so stürmisch erregt, wie vor dreiundzwanzig Jahren, als wir gen Frankfurt zogen. Die Stimmung war ernster und ruhiger.

Unterwegs sagte Einer der Abgeordneten: „Wenn dein Richard schon zurückgekehrt wäre, so würde er sicherlich gewählt worden sein.“

Ach, wenn man ein Leid hat, erwartet man immer, daß Andere dies bedenken und nicht, auch in der wohlwollendsten Weise, daran rühren.

In Gotha, wo viele neue Abgeordnete sich zu uns gesellten, erhielten wir allesammt Blumensträuße, und der Turnvorsteher, der uns begrüßte, sagte nicht uneben, wir sollten uns hochzeitlich schmücken, denn wir reisten zur Hochzeit von Nord- und Süddeutschland.

In Eisenach wartete meine Enkelin Christiane mit ihrem Bräutigam auf mich. Seine Wunde war bereits geheilt, und er hoffte, binnen Kurzem seinen Beruf wieder aufnehmen zu können.

Christiane hat ein ganz jugendliches Aussehen gewonnen. Sie strahlte von Glückseligkeit, wie sie den Blick bald auf mich, bald auf ihren Bräutigam richtete.

Die Anderen fuhren weiter. Ohne daß wir's verabredet hatten, blieben Lödinger und ich zurück; es verstand sich von selbst, daß wir eine Wallfahrt zu machen hatten.

Ich verlebte den Abend mit Christiane und ihrem Bräutigam, und das kernhaft tüchtige Wesen des Mannes, dessen Gut im Braunschweigischen gelegen ist, gab mir eine tiefe Erquickung.

Ich versprach, bei der Rückkehr vom Reichstage zur Hochzeit zu kommen.

Als es kaum tagte, stieg ich mit Lödinger zur Wartburg hinauf. Wir wanderten still. Wir wußten, daß Jeder in sich dem Gedanken an die Genossen nachhing, die vor mehr als einem halben Jahrhundert in brausendem Jugendmuth mit uns hier heraufgezogen waren.

Eine unsichtbare Schaar von Kämpfern schritt mit uns, schwebte über uns.

Wir gingen still durch die Räume der Burg. Als wir vom Thurm in die Lande hineinschauten, sagte Lödinger meine Hand fassend: „Und doch thut's weh, daß hier nicht unsere Fahne mit den heiligen Farben im Morgenwinde flattert; sie hätten sie uns lassen müssen. Es liegt ein Unheil darin, daß es noch eine Fahne gibt, die ein Zeichen des Widerspruchs ist, und von den Händen derer erhoben wird, die wider uns und die schwer errungene Einheit sind."

Ich suchte ihn zu trösten, ich tröstete im Grund des Herzens auch mich, und der alte Jugendmuth lebte wieder in uns auf.

Als wir den Berg herabstiegen, sangen wir wie von selbst unsere alten Burschenlieder und fühlten uns wieder jung.

Ja, dieser Berg ist eine Vorstufe für Alles, was schön und rein und groß ist im einigen Vaterlande.

Als wir an Weimar vorüberkamen, wo die Schöpfer unserer Geisteseinheit gewandelt, sagte Lödinger:

„Wir können in diese Stadt hineinrufen: Ihr Helden des Geistes, hört es! Das Wort ward zur That."

Hier in Berlin erwartete Doktor Wilhelmi mit seiner Frau mich am Bahnhofe.

Freund Wilhelmi, der schöne, schlanke Mann, ist stark geworden, aber der Klang seiner herzvollen Stimme, der freundliche warme Strahl seiner Augen, der Druck seiner Hand ist noch derselbe.

Lödinger wurde zu einem befreundeten Rechtsanwalt in der Nachbarschaft in die Wohnung

gebracht, und ich wurde bei den alten Freunden bald wieder heimisch. Die Besten der Stadt, ja des gesammten Vaterlandes gehen in seinem Hause aus und ein. Ich habe hier eine große Zahl gediegener Menschen kennen gelernt. Wir sind reich und gut ausgestattet.

Ich lernte hier auch einige jener scharfen Preußen näher kennen. Anfangs war mir's, wie wenn ich Sand beißen müßte; das knirscht und stumpft die Zähne. Dann aber wurde mir das Bedeutendere klar.

Doktor Wilhelmi hat noch ein Album der Reichstagsmitglieder von Frankfurt. Wir erfrischten die Erinnerung an so Viele beim Anblick der Bilder, und konnten einander über die Schicksale Einzelner ergänzende Auskunft geben. In jedem Wort, das Wilhelmi spricht, erkenne ich noch seine schwungvolle Idealität, aber der Aufenthalt in Amerika hat ihm eine festere Bestimmtheit gegeben.

Man rühmt die Gastfreundschaft der Griechen. Wir haben sie in neuer Weise, eine ganze Stadt betrachtet sich als unsern Gastfreund.

Ich mußte Freund Wilhelmi von meinem Leid

erzählen, von meinem Leid um Ernst, von meiner schweren Sorge um Richard und tief ergriff uns der Gedanke: ist das unbewendbares Menschenloos, daß wir beim Wiedersehen alter Freunde ihr Herz mit Kümmerniß belasten müssen?

Zehntes Kapitel.

Ich erzähle nichts von den Verhandlungen des Reichstages; ihr könnt sie in den Zeitungen lesen.

Ich habe nie öffentlich das Wort genommen.

Nur da habe ich in der Commission mit allem Nachdruck gesprochen, als wir vernahmen, als Siegespreis für Den und Jenen solle ein Stück Elsaß abgetrennt werden. In der öffentlichen Debatte war von diesem Plane kaum mehr die Rede und ich glaube, jenes Gerücht war nur ein Diplomatenstückchen.

Ich glaube aber erwähnen zu müssen, daß der Kaiser bei der Vorstellung im Schlosse einige Worte an mich richtete.

Er sagte mir, er habe einen Sohn im Felde gehabt und ich einen Enkel, der sich tapfer bewährte.

Seine Stimme war voll Treuherzigkeit und der Ausdruck seines Gesichtes voll Güte und Milde. Ich war betroffen, und hatte der Kaiser sich auch vorher berichten lassen, es war doch schön, daß er so von Julius sprach.

Ich konnte nur erwidern, daß meinem Enkel während seiner Abwesenheit im Kriege ein Sohn geboren wurde.

Der Kaiser beglückwünschte mich; er reichte mir die Hand. Eine Secunde lang hielt ich die Hand meines deutschen Kaisers in warmer lebendiger Umfassung. Er mußte meinen Blick gespürt haben, der ihm nachfolgte, wie er so groß und herrlich weiter schritt; denn er wendete sich nochmals und nickte mir zu.

(In der Nacht vor dem Siegeseinzuge.)

Das war eine beseligende Vorfeier! Die Glocken läuteten, und auf den Straßen war frohbewegtes Leben.

Ich wandelte allein dahin im Anblick so vieles Schönen, Hocherfreuenden, in den durch Festesschmuck wundersam verwandelten Straßen. Ein Stück olym-

pischen Lebens hatte sich auf unsere Heimath herabgesenkt.

Es geschieht oft, daß man sich einredet, man habe etwas gewünscht oder vorgedacht, wenn es sich urplötzlich erfüllt; es gibt eine Schnelligkeit des Denkens, die uns leicht täuscht. Ich aber weiß sicher, daß ich im Anblicke der mit den Heldenbildern geschmückten Akademie der Künste unwillkürlich dachte: „Wenn ich nur Eines meiner eigenen Angehörigen jetzt bei mir hätte! Ich bin unter dem Menschengewoge doch so allein!“

Da höre ich eine helle Stimme: „Guten Abend, Großvater!“

Mein Enkel Julius steht vor mir, sonnengebräunt, mit Orden auf der Brust. Er gehört zu dem combinirten süddeutschen Corps, das zum Siegeseinzuge hierher commandirt ist. Er liegt in einem Dorfe der Umgebung im Quartier und mußte bald zurück.

Julius fragte mich, wie sein Sohn aussehe, und als ich ihm sagte, der kleine Erwin habe die Augen der Großmutter, strahlte sein Antlitz.

Arm in Arm ging ich mit ihm bis vor das Thor, und über alles Schmerzliche hinüber, was

ich von Richard berichten mußte, war ich innig froh mit meinem Enkel, der in Erscheinung und Ausdruck ein fester, gediegener, vollbeglückter Mann geworden.

Elftes Kapitel.

(Den 18. Juni.)

Und nun vom großen Tage, vom größten meines Lebens, vom größten unser Aller.

Es war am Morgen des Siegeseinzuges. Ich ging früh aus und wanderte durch die jubelvollen Straßen. Ich sah unter der Kette der geschmückten Triumphbogen die lange Reihe der eroberten Geschütze und hinter ihnen die Sitze für die Verwundeten und Genesenden und ihre Pfleger. Die Gewerke zogen auf. Das quoll aus allen Seitenstraßen mit Musik. Es war ein großer jubelvoller Herzschlag in einem ganzen Volke.

Ich saß lange auf einem Stuhl, der für einen Invaliden bereit gestellt war. Mein Herz war so voll, daß ich diesen Tag erleben sollte, und inmitten des hochgespannten freudigen Lebens kam es

über mich, daß ich mir Rechenschaft gab über mein ganzes Dasein.

Wenn ich jetzt, wenn ich heute sterben muß: ich habe mit bester Kraft der Wahrheit gedient, habe mit Willen Niemand beleidigt und habe die Menschheit und mein Vaterland geliebt von ganzer Seele. Ich war oft schwach; aber ich habe durch meine Schwäche Niemand wehe gethan als mir selber.

Wie sich das in mir regte, mußte ich plötzlich innehalten. Freund Wilhelmi hatte mir in innigster Weise, ohne allen Spott gesagt: „In dir ist ein Stück unsterblicher Sentimentalität." Es ist wahr, es hat mir viel Leid gebracht, aber mich auch in manche reine Tiefe geführt, und wie es mir nun einfiel, sagte ich mir: Jetzt ist nicht Zeit zu weichem Empfinden. Stark sein, heißt es; denk' an den Kaiser! Was muß der Mann, der heute das Gepräge und die Majestät großgeschichtlicher Erinnerungen empfängt, in seiner Seele hegen, und er hält sich aufrecht und fest. Und wie ich das dachte, schritt ich auch aufrechter und fester dahin.

Ich ging nach der Tribüne, die für uns Abgeordnete errichtet war. Sie war nur erst gering besetzt; allmälig füllte sie sich. Ich war von dem frühzeitigen

Gange, von der Herzbewegung, noch mehr aber von der Hitze und dem gespannten Erwarten tief ermüdet.

Da kam Freund Wilhelmi. Er winkte mir schon von ferne und schwang den Hut. „Waldfried! ich bringe dir eine hohe Freude," rief er; „hier lies! Du warst so früh ausgegangen. Wir suchten dich und fanden dich nicht. Es ist ein Telegramm für dich angelangt. Deine Kinder kommen."

„Meine Kinder?"

„Ja. Richard und Ludwig und ihre Frauen und dein Enkel Wolfgang."

Ich las das Telegramm; hier stand es. Sie kommen Alle. Richard ist gerettet, in Bertha's Haus ist er mit Annette getraut.

Wilhelmi sah, wie ich erblaßte und rief einem stattlichen rheinischen Abgeordneten hinter uns, der gutes eigenes Gewächs mitgebracht hatte: „Westerwälder! gieb mir ein Glas von deinem besten Rüdesheimer!"

Ich trank. O, welch eine Labung!

Dann fuhr Wilhelmi fort: „Jetzt höre weiter! Du hast jetzt Kraft, die Freude zu ertragen. Deine Kinder sind schon hier. Das Telegramm hat sich ver-

spätet, da jetzt allenthalben übermächtiger Andrang ist, und sie kamen eine halbe Stunde vor demselben an. Sie konnten nicht hierher durchdringen. Sie sind nach dem Hause unter den Linden zu der Verwandten deiner Schwiegertochter Annette gegangen, wo auch Offenheimer wohnt. Das soll ich dir sagen. Wenn der Zug vorüber ist, treffen wir sie dort."

Wilhelmi mußte mir vor Allem vom Aussehen der Meinigen berichten. Er sagte, daß Richard noch Spuren der in der Gefangenschaft überstandenen Qualen trage, aber sein Auge erglänze und sein ganzes Antlitz erhelle sich, so oft er auf seine Frau sehe, und Annette sei in der That eine Erscheinung voll Glanz und Hoheit, so daß er bedaure, keinen Sohn zu haben, der ihm auch eine solche Schwiegertochter zuführe; es müsse doch eine Freude ganz eigener Art sein, die Gattin des Sohnes so mit Wohlgefallen betrachten zu können.

Wilhelmi wollte mich offenbar erheitern, indem er mich aufforderte, an meiner Erinnerung den Triumphzug der Freuden vorüberziehen zu lassen an Kindern, Kindeskindern, Schwiegersöhnen, Schwiegertöchtern und an meinem Urenkel.

Noch während der letzten Worte Wilhelmi's

hörte man es von fern wie Brausen und Rauschen. Die Woge der großen Geschichte rollte heran.

Kanonendonner erscholl, alle Glocken läuteten und heran kamen die großen Züge, und als die französischen Fahnen vorübergetragen wurden und im leisen Lufthauche knatterten und flatterten, da fühlte ich's: ich habe den Flügelschlag einer großen Weltwende vernommen.

Aus den kombinirten süddeutschen Truppen winkte mir ein junger Offizier zu; es war Julius. Mein Enkel war mit unter den einziehenden Siegern.

Und der Kaiser kommt und die Helden alle, und der Kaiser schreitet zur Bildsäule seines Vaters, und der Greis, so hocherhoben, wird zum demüthigen Sohne und legt die eroberten Fahnen zu den Füßen seines Vaters nieder.

Zwölftes Kapitel.

Von Wilhelmi geleitet, ging ich nach dem Freundeshause.

Ikwarte stand unter der Thür, er grüßte stumm. Ich fragte ihn, ob die Meinigen oben wären.

„Zu Befehl.“

Als wir die Treppe hinangehen, hören wir hinter uns raschen Schritt und Säbelrasseln. Es ist Julius, den Helm mit einem Eichenkranze geschmückt.

„Großvater, hast du sie schon gesehen?“

„Wen?“

„Martha und Erwin.“

„Sind die auch hier?“

„Julius!“ ruft es von oben und er liegt in Martha's Armen. Dann umarmte er seinen Vater Joseph.

„Komm herein! er schläft," sagte Martha, „kommt herein, alle Drei, dreimal Vater!"

Wir gingen über einen glasbedeckten Gang, dann durch einen langen Flur, der nach dem ruhig gelegenen Hinterhause führte, wohin kein Lärm der Straße drang.

In der stillen Stube kniete Julius an der Wiege nieder; leise lüftete er den Vorhang, der Knabe schlug die Augen auf, und zum erstenmal begegnete sich der Blick von Vater und Sohn.

„Erwin! Mein Sohn!" rief Julius und küßte das Kind, das drein starrend mit den Händchen nach seinen Augen griff.

Auch Martha war an der Wiege niedergekniet. Sie legte ihre Hand auf die Stirn ihres Gatten und sagte: „Ach! und auf dies liebe Haupt haben feindliche Kugeln gezielt!"

„Wir wollen uns nicht erweichen," sagte Julius aufstehend.

Martha nahm den Eichenkranz vom Helme ihres Mannes und wollte mir ihn auf's Haupt setzen. Ich faßte ihn noch vorher und legte ihn auf die Wiege meines Urenkels. Dann ließen wir die jungen Eheleute allein und suchten die anderen Heimgekehrten

auf. Die Gastfreunde überließen uns ganz ihr Haus und hielten sich in bescheidentlicher Theilnahme zurück.

Richard und Annette, Ludwig, Conny und Wolfgang, sie schlossen mich nacheinander in ihre Arme. O, wie viel gute, treue Herzen schlugen heute an dem meinen, wie viel Leben durfte ich mein nennen!

Richard sah in der That noch etwas blaß aus, in voller Schönheit strahlend aber Annette in ihrem Prachtgewande mit Blumenschmuck, doch hat sie etwas Demuthsvolles, Stillbesänftigtes, was gerade bei ihrer majestätischen, wie zum Herrschen geborenen Erscheinung um so anziehender ist.

Als der erste Ansturm der Glückesfülle vorüber war und ich still saß, hatte ich ein wundersames Gesicht. Ich sah die große Tafel mit Speise und Trank und duftenden Blumen besetzt, und von der Straße herauf klang Jubel und Gesang. Eine jener wunderbaren Visionen oder Phantasien, wie man es nennen mag, die das Leben verdoppeln und uns der Wirklichkeit entrücken, erfaßte mich. Diese strahlenden Gesichter, dieses glänzende Licht, das von den Trinkgefäßen widerspiegelte, dieser reichgedeckte Tisch mit dem Blumenschmuck — ich meinte, ich hätte das Alles

schon einmal erlebt, oder auch ich stände mitten in einem jener farbensatten Bilder von Paul Veronese. Und wie ein sanfter harmonischer Klang, wie eine leicht durch die Luft hinfließende Erscheinung schwebte Gustave an meiner Erinnerung vorüber.

„Sie lächeln so glückselig," sagte Annette, und ich konnte ihr nur das Eine sagen: „Was wir geträumt, was wir aus künstlerischen Gestaltungen in unsere Seele aufgenommen, es ist nun unser Leben; das Höchste ist Wirklichkeit."

Joseph berichtete mir, daß die Heeresabtheilung unsres Heimathlandes unter dem deutschen Kronprinzen, der sie im Kriege geführt, einen besondern feierlichen Einzug in unsere Residenz halten und daß der Oberst, zum General ernannt, als Siegender mit einziehen werde. Bertha erwarte, daß wir an diesem Ehrentage allesammt bei ihr seien.

Richard erzählte von seinem Aufenthalte bei den Franzosen, und die Frage stand vor uns, ob eine Friedsamkeit mit dem Nachbarvolke zu erhoffen sei.

„Ich habe die Franzosen kennen gelernt," sagte Richard, „und viel von ihnen ertragen. Meine Beschimpfung, wie ich durch die Straßen geführt wurde, war eine Volksbelustigung; ich trug einen

ganzen Tag auf dem Gefangenenmarsch Ketten, und doch sah ich immer hinter all dem Rasen dieses sanguinischen Volkes seine mächtige Seele."

Bei diesen Worten trat Offenheimer auf seinen Schwager zu, umarmte und küßte ihn und rief: „Der verwundete Feind ist kein Feind mehr, er ist nur noch ein Verwundeter, und so ist ganz Frankreich jetzt unser Feind nicht mehr, es ist nur noch ein Verwundeter." Dann bat er Richard, daß er fortfahre, und dieser begann auf's Neue. „Inmitten der Leidenschaftlichkeit und der ihnen noch immer unfaßlichen Thatsache, daß wir so unhöflich waren, uns nicht von ihnen schlagen zu lassen, ist ein echter Seelenschwung in ihnen, obgleich auch diesem viel theatralische Phrase anhaftet. Aber ihr Glaube an sich selber hat etwas Großes. Sie halten ihn fest, jetzt, wo sie um und um wund sind, und ich bin der Zuversicht, daß die Franzosen noch zur echten Toleranz gelangen; denn die unechte Toleranz läßt den Andern gelten mit der Reserve: Du Armer hast freilich einen falschen Glauben, aber ich greife ihn nicht an. Die Franzosen haben den schönen Glauben an sich selber; sie müssen aber auch den Glauben an Andere gewinnen und nicht mehr sich

allein für die Menschheit halten. Es geht den Völkern wie einzelnen Menschen. Nach einem heftigen Streit will man kaum mehr glauben, daß er aus so nichtigem Anlaß entstanden, und so wollen die Franzosen sich nicht mehr erinnern, welch einen frivol ausgesuchten Anlaß sie zu diesem Kriege hatten.

Das französische Chinesenthum, das sich im Alleinbesitz der Kultur glaubte, ist nun gebrochen. Die Rachekrankheit kann nur vorübergehend sein. Das in seiner Eitelkeit getroffene Volk, dem die gefallsüchtigen Wortführer die Wahrheitsliebe abgeschwindelt, wird sich wiederfinden."

Wilhelmi setzte große Hoffnung auf die Errichtung der Straßburger Universität, die ein geistiges Bindeglied werden sollte, und mit der ganzen Wärme seiner Empfindung legte er dar, daß das der echte Charakter unseres Volkes und das Denkmal seines Sieges sei, daß vor Allem eine Hochschule des Geistes im neu heimgebrachten Lande errichtet werde.

Da stand Ludwig auf und rief mit einer Begeisterung, in der seine ganze jugendliche Natur wieder hervorbrach: „Und noch ein Weiteres ist uns beschieden, und darum möchte ich Bürger der vereinigten Staaten bleiben. Du, Wilhelmi, und

ich, wir haben Amerika kennen gelernt. Wir lieben unser Heimathland, wir lieben aber auch die neue Welt, die das Land der großen Initiative ist, in dem die Menschheit aus der vollen Unabhängigkeit heraus zu neuen großen Zielen gelangen muß. Es ist traurig und rührend zugleich, daß der Amerikaner, der viel Geld erworben und etwas für's Allgemeine und Ideale thun möchte, nichts weiß, als eine Kirche zu bauen.

Mein Gedanke ist — und ich habe angesehene Freunde, die mir beistimmen — zur Jahrhundertfeier der amerikanischen Republik gründen wir eine deutsche Universität in Amerika, eine internationale Hochschule des Geistes. Ich brauche euch nicht zu sagen, von welcher Bedeutung das für die neue und für die alte Welt sein kann. Wenn unsere deutschen Studenten ein Jahr in dem amerikanischen Athen studirt haben, welch ein weiter Weltblick wird sich ihnen aufthun und wie wird dadurch ein ganz andres Kabel gelegt, eine elektrische Strömung des Geistes von der alten in die neue Welt."

Richard reichte Ludwig die Hand und pries ihn glücklich, diesen Gedanken gefaßt zu haben.

„Das mußte kommen!" rief er, „daß Deutsch-

land voll und ganz sein selbst ist und dann die Sendboten seines Geistes hinausschickt in alle Welt, in die neue Welt.

Die Alten trugen die Götter von Marmor und Erz mit sich; wir tragen die göttlichen Gedanken in die ganze bewohnte Welt."

Offenheimer ging abermals zu Richard und sagte ihm leise etwas und dieser drückte die Hand seines Schwagers dankbar.

Ich saß still dabei, und in mir war ein Frohgefühl ohne Gleichen, daß meine Kinder in einer neuen Idealität standen, einer andern, als die unsere, aber in das Weite, in das umfassend Menschheitliche mit klarem Organisationsgeiste eingreifend.

Damals in Straßburg quälte es mich tief, warum solche Menschen wie Ludwig und Wilhelmi in die Verbannung getrieben werden. Nicht immer gibt das Leben Antwort auf solche Frage. Ich bekam sie jetzt.

Wir wurden durch Ikwarte unterbrochen, der stockend um Entschuldigung bat; er habe unter den Einziehenden seinen Bruder gesehen, der Sergeant geworden und das eiserne Kreuz erhalten, er habe

ihn erkannt und ihm aus dem Siegeszuge heraus Willem zugerufen.

Er fragte nun um Erlaubniß, ob er seinen Bruder aufsuchen dürfe.

Ludwig gewährte es natürlich, und wir waren Alle erfreut über das feste Pflichtgefühl Ikwarte's, das die Bruderempfindung in ihm sogar zurückbannte.

Als eben Ikwarte die Stube verließ, trat Julius mit seiner Frau ein. Sie trug das Urenkelchen auf dem Arme.

Eine Weile wendete sich Alles ihnen zu. Dann begann Ludwig: „Gut, daß du da bist, Julius! Wir sind hier unter Freunden. Bist du bereit, eine deine Bestimmung betreffende Frage jetzt zu beantworten?"

In ruhigem Ton erwiderte Julius, er müsse zuerst wissen, um was es sich handle.

Lächelnd begann Ludwig: „Erlaube mir zu sagen, daß ich Oberst bin."

Julius verbeugte sich und Ludwig fuhr fort, wie groß es gewesen sei, daß die amerikanischen Heerführer nach Beendigung des Krieges in ihre bürgerliche Thätigkeit zurücktraten, während ein

stehendes Heer die besten Kräfte unproductiv aufsauge.

Mit ruhigen Worten, aber nicht ohne sicheres Selbstgefühl erwiderte Julius:

„Mir scheint, daß Onkel Ludwig sich noch auf die revolutionäre Zeit, auf die längst vergangene Pfahlbautenperiode unserer deutschen Geschichte stützt. Es ist jetzt keine Trennung mehr zwischen Soldat und Bürger, und es ist kaum mehr fraglich, ob man ein Recht hat, uns Soldaten unproductiv zu nennen. Wir schaffen und bilden eine Männerwelt, die dem Staatsleben eine feste, verläßliche Construction gibt. Was die Schule unfertig lassen muß, das führen wir zum rechten Ziele. Den großen Menschenwald pflegen ist wol doch noch höher, als den Baumwald."

„O!" unterbrach Wolfgang, und Julius wendete sich zu ihm und sagte: „Lieber Wolfgang! ich halte das nicht für gering; es gehört mit zum Haushalt der Menschengemeinschaft. Aber Jeder muß sich seinen Posten wählen und treu behaupten."

Ludwig beharrte bei seinem Widerspruch und stellte an Julius geradezu die Aufforderung, er möge seinen Abschied verlangen, um das großväter-

liche Gut zu übernehmen; er könne, wenn das Vaterland ruft, dann immerdar wieder der allgemeinen Pflicht genügen. Er deutete nicht eben zart an, daß man sich von der glänzenden Außenseite des Soldatenstandes nicht verführen lassen dürfe.

Ohne Empfindlichkeit, aber mit bestimmten Worten legte nun Julius dar, daß er vollkommen erkenne, wie groß es sei, wenn ein im Waffenschmucke einziehendes Siegesheer diesen Waffenschmuck ablege, und daß man vielleicht hätte wünschen können, der Friedensschluß hätte auch eine Entwaffnung Europa's zu Stande gebracht; eine solche Entwaffnung sei aber nur in Amerika möglich, wo es keine Nationalstaaten gebe. Schließlich erklärte er den hohen Beruf der Männerschule im Soldatenthum, und Ludwig stand auf und sagte: „Hier meine Hand! Ich bin bekehrt. Vater! ich bin nun entschieden: ich übernehme das Gut.“

Ich weiß nicht, wie es geschehen, Martha hatte mir meinen Urenkel in die Arme gelegt, und als der Knabe die Augen zu mir aufschlug, war mir's, als thäte ich einen Blick in die Zukunftswelt.

Du Kind, du ruhtest im Mutterschooß beim

Kampfe, du schliesst beim Siegeseinzuge, und jetzt um dich her schweifen Worte und Gedanken weit in die Welt hinaus. Wenn du einst vernimmst, wie dein Ahn kämpfen und leiden mußte um Vaterland und Heimath, sei es Dir wie eine Mär aus alten dunkeln Tagen, daß man vor Zeiten mit den Ungeheuern der Volksverachtung ringen mußte. Stehe du fest und rein in der neuen Zeit der Völkereinung, in der nur noch um den Vorrang in den höchsten Gütern des Geistes gerungen wird.

Daheim, den 22. Juli.

Ich habe meinen Kameraden Rothfuß nicht mehr gefunden. Er ist in Fröhlichkeit gestorben. Noch am letzten Morgen sagte er zu Johanna: Es ist doch nicht das Rechte mit dem einigen deutschen Reich. Man muß in dem deutschen Reich sterben wie vordem auch. Da müßte unser Kaiser eine andere Ordnung machen. Aber nur zu! Nasser als naß kann man nicht werden. Wenn ich mich nur für den Meister in's Grab legen könnte, wie ich mich damals für den Ludwig einspunden ließ.

Mein Enkel, der Vicar, war in der letzten Stunde bei ihm, er ist Garnisonspfarrer in der nahen Festung.

Ludwig hat, nicht wie es der Brauch ist, nach kindlicher Schätzung, sondern nach dem vollen Werthe das Familiengut für seinen Sohn Wolfgang übernommen.

Ich werde mein Mandat niederlegen.

So weit die Aufzeichnungen, bis zum Vorabend von Gustavens Todestage. Sie waren am Nachmittag mit fester Hand geschrieben. Dann war er hinausgegangen in den Wald. Karl, der Wiesenbauer, hat ihn noch vom Felde aus am Gustabrunnen trinken sehen und sich gefreut, wie rüstig der Meister den Wald hinausschritt.

Man fand ihn droben im selbstgepflanzten Wald, unter einer Weisstanne ausgestreckt, todt. Sein Gesicht war in den wilden Thymian am Boden gedrückt.

Auf dem zweiten Felde des Grabsteins steht eingegraben:

Hier ruht im Boden des geeinten Vaterlandes

Heinrich Waldfried,

geboren am 10. Mai 1800,

gestorben am 22. Juli 1871.

Berichtigung:

Buch 1. S. 31. Z. 3. v. o. st. Bunkershill l. Bull-Run.





